

Manila

Alex Garland

Broschiert - 254 Seiten -
Goldmann

Erscheinungsdatum: 2001

ISBN: 3442449898

scanned by crazy2001
corrected by anybody

**Dieses E-Book ist
Freeware und nicht
für den Verkauf
bestimmt**

Der Engländer Sean wartet in der Bruchbude, die wohl mal ein Hotel war, auf den Mafia-Boss, bemerkt aber, daß er in einer Falle sitzt. Es kommt, wie es kommen muß: eine Schießerei, seine Flucht aus dem heruntergekommenen Bau. Zwei Straßenkinder machen gleichzeitig einen Reifen von seinem Auto platt. Handys funktionieren nicht richtig in der Stadt. So kann der wütende Fahrer seine Frau nicht verständigen, daß er später heimkommt. Diese hat prompt ungebetenen Besuch: Der Engländer springt durch das Fenster in ihre Küche, die beiden Verfolger eröffnen das Feuer, die Mutter seiner unfreiwilligen Gastgeberin stirbt im Kugelhagel.

Die englische Originalausgabe
erschien unter dem Titel »The Tesseract«
bei Viking/Penguin, London

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Taschenbuchausgabe 6/2001 Copyright © der Originalausgabe 1998
by Alex Garland Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Imagine/AGB
Druck: Eisnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 44989 CN • Herstellung: Sebastian Strohmaier
Made in Germany
ISBN 3-442-44989-8
www.goldmann-verlag.de

3579 10 864

Für Paloma, Richard und Dimitri, Rey, Garcie,
James und dieselben Leute, denen schon das erste Buch
gewidmet war.

»Je heller das Licht,
desto dunkler der Schatten.«

DICK TAYLOR

1-1



Der schwarze Hund

1

Im Zimmer war es grau und düster.

Draußen war es hell und bunt. Sean sah durch das Gitterfenster. Abfälle wehten in der Sonne, und in den schmalen Lücken zwischen Elendshütten blitzte Laub. Aber drinnen? Nichts. Beige, Grau und Khaki, alt, verblichen und gedämpft vom trüben Licht der viel zu schwachen Glühbirnen rechts und links neben dem Bett.

»Flecken«, sagte Sean halblaut vor sich hin. Eines der Dinge, die das Hotelzimmer und die Straße zwei Etagen unter ihm gemein hatten. Hier wie dort war alles mit häßlichen Narben übersät, Wundmalen, die Regen, Staub und Qualm, überquellende Kloaken und offene Feuer auf dem Gehsteig hinterlassen hatten. Und Blut. Das ganze Bett war voller Blut. Zwar waren die Spritzer nach mehreren erfolglosen Versuchen, sie zu entfernen, leicht verblaßt, doch die rostrote Farbe ließ an ihrer Herkunft keinen Zweifel.

»Hitze.«

Die zweite Gemeinsamkeit zwischen seinem Zimmer und der Stadt. Die Hitze tropfte zäh wie Sirup von der Sonne. Wen sie einmal in ihren Fängen hatte, den ließ sie nicht mehr los.

Sean war am Nachmittag in ihre Fänge geraten, auf einer flachen Hafenmauer in der Manila Bay, wo er die Frachtschiffe mit ihren dicken Ankerketten beobachtet

hatte. Bis dahin hatte die beruhigend summende Klimaanlage in der McDonald's-Filiale in Ermita ihn vor ihr geschützt. Gegen zehn Uhr war er dort frühstücken gegangen, mit einer zusammengerollten Asia Week in der geballten Faust. Als er um Viertel nach elf aufgestanden und zum Ausgang marschiert war, hatte der blauuniformierte McDonald's-Wachmann höflich den Lauf seiner abgesägten Flinte gesenkt und ihm die Tür aufgehalten. Oder ihm höflich die Tür aufgehalten und den Lauf seiner abgesägten Flinte gesenkt. Wie auch immer, bei der ersten Berührung mit der flirrend heißen Luft hatte Sean auf dem Absatz kehrngemacht und war wieder hineingegangen.

Trotz der angenehmen Kühle bei McDonald's spürte Sean nach knapp zwei Stunden, wie sein Hirn zu schmelzen begann. Was jedoch weniger an der Besessenheit lag, mit der die Bedienungshilfen unablässig wischten, putzten und Aschenbecher leerten, als an dem bedrohlich um sich greifenden Kindergeburtstag, der nach und nach die Hälfte aller Plätze in Beschlag genommen hatte. Dicke reiche Gören mit Schmollblick und gestreiften Matrosenhemden, die ihre Kindermädchen anbrüllten. Die meisten waren kaum acht oder neun und schon auf eine Karriere als Politiker getrimmt. Warum nur feiert diese feiste Bonzenbrut ausgerechnet in einem Burgerschuppen, überlegte Sean und brachte einen Luftballon zum Platzen, der ihm ins Gesicht gesegelt war. Darauf drehten sich ein knappes Dutzend Erwachsene zu ihm um, und einer der Aufpasser schob eine Hand unter seinen barang tagalog und griff nach der Beule an seinem Hosenbund. Höchste Zeit zu verschwinden. Mit einem Milchshake bewaffnet

machte Sean sich auf den Weg zum Hafen, wo er bei einer kühlen Meeresbrise die Zeit totschiagen wollte. Doch statt einer kühlen Meeresbrise blies ihm ein Luxushändetrockner fauchend seinen heißen Atem ins Genick. Der Milchshake hatte sich schon nach wenigen Minuten in Schokoladensuppe verwandelt, die Bank, die er sich ausgesucht hatte, schien direkt neben einem Hochofen zu stehen, und der löchrige Palmenbaldachin bot bestenfalls einen Hauch von Schatten.

Dennoch hatte Sean bis vier Uhr durchgehalten. Er hatte keine Ahnung, wie die Zeit vergangen war, allein daß sie vergangen war, genügte ihm. Schiffe und Wasser boten die nötige Ablenkung. Ab und zu ein Blinzeln und ein stirnrunzelnder Blick auf seine Armbanduhr, die anzeigte, daß schon wieder eine halbe Stunde verstrichen war. Das einzige, woran er sich nach dem Nachmittag auf der Hafenmauer deutlich erinnern konnte, war der Anblick von gestrandeten Quallen und tonnenweise Treibgut, Wie kleine Inseln, hatte er gedacht, als er die Styroporchips und Plastiktüten in der Dünung tanzen sah. Zwei Archipele. Der eine unvorstellbar riesig, der andere unfafbar groß.

Als er in sein Zimmer zurückkam, hatten die feuchteren Flecken auf der Straße im Schein der tiefstehenden Sonne glutrot zu leuchten begonnen. In diesen Breitengraden ging die Sonne nicht unter, sondern fiel vom Himmel. Um Viertel nach sechs dehnte sich das Gummiband, das sie in der Schwebe hielt, und um halb sieben riß es. Danach dauerte es noch zehn Minuten, bis das orangefarbene Oval bleischwer am Horizont versank, und im nächsten Moment war es Nacht. Dann mußte man sich in Manila in acht

nehmen. Zehn Minuten, um mit dem Taxi in einen sicheren Stadtteil zu gelangen, gesetzt den Fall, man hielt sich in einer unsicheren Gegend auf.

»Wie zum Beispiel jetzt«, murmelte Sean vor sich hin, während die roten Pfützen dunkler wurden und verschwanden. Meilenweit entfernt von Ermita oder einem anderen ihm bekannten Viertel, in einem Hotel, das entweder nicht wußte oder aber vergessen hatte, daß es eines war.

Außer ihm gab es hier keine Gäste. Keine Klimaanlage, nicht einmal einen Ventilator. Keine Lobby. Nur einen Stuhl und einen Schreibtisch und dahinter einen Mann, unter dessen bis zur Brust aufgerolltem T-Shirt ein Bauch zum Vorschein kam, der wie ein brauner Felsbrocken aussah. Ein Mann, zwischen dessen rechtem Ohr und kahlrasiertem Schädel meistens eine schweißgetränkte Zigarette klemmte. Ein Mann, der eine Hand unter dem Tisch verborgen hielt und, statt Seans Lächeln zu erwidern, nur den Schlüssel über die Platte schnippte.

Was war das bloß für ein Hotel, in dem es keine anderen Gäste gab? Auf dem Flur, im Flackerschein der nackten Glühbirnen unter der Decke, hatte Sean die Stille mit wachsendem Befremden registriert. Auch offene Türen hatte er gesehen, und dahinter Zimmer ohne Betten. Manchmal sogar ohne Wände. Nur ein paar Holzlatten, die Innereien oder, besser, das Skelett der Wände. Und hinter dem Skelett das Nachbarzimmer, genauso wüst und kahl. Sean hatte es rasch auf einen Nenner gebracht, binnen einer Stunde nach seiner Ankunft. Bizarr. Alles war bizarr; jede Ecke, jeder Winkel, jedes Geräusch, einfach alles.

Zum Beispiel das Telefon auf dem klapprigen

Nachttisch neben dem Bett. Es war kaputt. Natürlich war es kaputt. Wenn sich die Geschäftsleitung des Hotels schon nicht an fehlenden Wänden störte, interessierte sie sich vermutlich auch nicht für ein kaputtes Telefon. Aber kaputt hin oder her, mußte es deshalb unbedingt mit rätselhaften Brandflecken gespickt sein? Sie stammten eindeutig von Zigaretten, und zwar nicht von versehentlich fallen gelassenen Kippen. Sie bildeten Muster, Linien und Schnörkel. Hier hatte jemand seine Foltertechnik ausprobiert. Das stand für Sean ebenso unwiderruflich fest, wie daß die Leitung tot war. Auch wenn er sich erst damit abgefunden hatte, nachdem er geschlagene fünf Minuten auf den ausbleibenden Signalton gewartet, immer wieder auf die Gabel gedrückt und an dem Apparat gerüttelt hatte, in der Hoffnung, ihm wenigstens ein leises Rauschen entlocken zu können.

In der ersten Nacht hatte Sean drei Temazepam gebraucht, um schlafen zu können. Wie von einem inneren Zwang getrieben, hatte er Kette geraucht und die Adresse immer wieder gelesen, den kleinen Zettel auf der Suche nach möglichen Mehrdeutigkeiten unzählige Male überflogen. Er hatte sich fast die Augen verdorben bei dem Versuch, Alejandra statt Alejandro Street und Hotel Ratay statt Patay zu lesen. Er hatte auch nicht aufgegeben, als ihm von den Schlaftabletten schwummrig geworden war und seine Lippen sich so taub angefühlt hatten, daß er nicht einmal mehr an einer Zigarette ziehen konnte. Selbst im Schlaf hatte er es noch versucht, sein Traum eine diffuse Fortsetzung der letzten Stunden.

Kaum zu glauben, aber hier war er richtig. Patay hieß eindeutig Patay, da gab es keinen Zweifel. Hier war er

richtig. Am nächsten Morgen stellte Sean fest, daß an der Rezeption jemand eine Nachricht für ihn hinterlassen hatte. In seiner gezierten Schrift bestätigte Don Pepe den Termin ihres Treffens um acht Uhr am nächsten Abend. Ein Treffen, von dem ihn jetzt noch exakt achtundsechzig Minuten trennten, vorausgesetzt der *mestizo* war pünktlich.

Um sieben Uhr verließ Sean seinen Posten am Fenster.

Wenn man aus einem dunklen Zimmer auf eine hell erleuchtete Straße blickt, sieht man alles, wenn man hingegen aus einem hell erleuchteten Zimmer auf eine dunkle Straße blickt, sieht man nichts und wird von allen gesehen. Deshalb verließ Sean seinen Posten am Fenster und setzte sich aufs Bett.

Er fühlte sich nicht gut. Die Sonne und der lange Nachmittag auf der niedrigen Hafenmauer hatten ihn erschöpft und ausgelaugt zurückgelassen. Verärgert, weil niemand da war, über den er sich ärgern konnte; nervös, weil er allein war. Die Warterei tat ein übriges. Sean hatte Mühe, die Nerven zu behalten, wenn er auf jemanden warten mußte. Normalerweise legte er seine Termine so, daß er erwartet wurde, besonders in Ländern, wo Unpünktlichkeit zum Nationalstolz gehörte. In diesem Fall jedoch hatte Sean Don Pepes Bitten nachgegeben. Nachgegeben wie man einem Panzer nachgibt, der einen höflich bittet, den Weg freizumachen.

Nein, das stimmte nicht ganz. Don Pepe ähnelte nur insofern einem Panzer, als er Sean ein Gefühl der Ohnmacht gab. Da hörten die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Er war nicht besonders kräftig, schwächlicher als die meisten Filipinos, und er schrie nicht, brüllte nicht und hob auch nicht die Stimme. Er nickte und lächelte nur und machte einen willenlos wie ein heißes Bad.

Seufzend zündete Sean sich eine Zigarette an.

Schon komisch, dieses Nikotin. Eben noch hatte er Löcher in die Luft gestarrt. Doch ein Zug an der Zigarette, und sein Blick konzentrierte sich auf den Türspion und holte ihn ganz nah heran - wie ein Zoom, mit nikotingeschärften Sinnen. Durch den Türspion war nichts zu sehen. Aus irgendeinem Grund war er auf der Außenseite mit einer kleinen Stahlplatte verschraubt, und den silbernen Kratzspuren an dem Metall nach zu urteilen war die Platte neu. Relativ neu. Mindestens achtundvierzig Stunden alt, denn sie war auch schon dagewesen, als Sean das Zimmer zum ersten Mal betreten hatte.

Damals hatte er sich deswegen keine Gedanken gemacht. Im Vergleich zum Rest des Hotels war ihm der verschraubte Türspion reichlich belanglos vorgekommen. Jetzt sah er das anders. Jetzt fand er ihn sonderbar. Nach drei oder vier Zügen an der Zigarette wurde Sean klar, daß ein verschraubter Türspion den Gästen wenig nutzte. Oder was hatte man davon, wenn man nicht wußte, wer an die Tür klopfte? Der einzige, dem dies einen Vorteil verschaffte, war derjenige, der draußen stand.

Zum Nachteil der Person im Zimmer. Und das fand er sonderbar.

Sean runzelte die Stirn. Die Platte abzumontieren dauerte höchstens zwei Minuten. Er brauchte nur sein Schweizer Armeemesser hervorzuholen, ein paar Schrauben zu lösen, und schon war das sonderbare Ding vergessen. Und das Hotel nicht mehr ganz so eigenartig.

Er starrte auf den kleinen, nutzlosen Kreis, ohne sich vom Fleck zu rühren. Die pralle Sonne auf einer Hafenmauer und ein paar Stunden Warten in einem unheimlichen Hotel waren weiß Gott kein Grund, paranoid

zu werden. Gestern abend hatte es ihn nicht gestört, warum also sollte es ihn heute stören? Türspione brachten ohnehin nicht viel. Denn was soll man schon tun, wenn man jemanden an der Tür hört, einen Blick durch den Spion wirft und feststellt, daß man denjenigen nicht sehen will? Nicht aufmachen? Da der ungebetene Gast einen vermutlich längst gehört hat, kann man schlecht so tun, als wäre man nicht da. Im Notfall bleibt einem nur, die Kette vorzulegen. Was kein Hindernis darstellt, das sich mit einem kräftigen Fußtritt nicht überwinden ließe.

Die Zigarette war bis zum Filter heruntergebrannt. Sean sah eine Weile zu, wie die rote Glut sich in den Stummel fraß, und drückte ihn dann aus.

Neun nach sieben, neun Minuten, seit er zuletzt auf die Uhr gesehen hatte. Neun mal sechzig Sekunden, kein Problem, zehn mal sechzig minus sechzig, macht fünfhundertvierzig Sekunden, ein knappes Sechstel der Zeit, bis der *mestizo* auftauchte, vorausgesetzt er war pünktlich, mit anderen Worten, noch einundfünfzig mal sechzig Sekunden, das machte...

Ein Kakerlak flitzte wie ein Miniaturskateboard über den Teppich.

Ratten und Moskitos hatten die Koffer gepackt und waren ausgezogen. Mit einem Elendsviertel von den Ausmaßen einer mittleren Großstadt vor der Haustür hatte es wenig Sinn, Jagd auf Essensreste oder Menschenhaut zu machen. Ein Parasit konnte es sich leisten, wählerisch zu sein. Die Kakerlaken hingegen waren offenbar der Meinung, daß das Hotel noch einiges zu bieten habe. Sie hatten sich häuslich eingerichtet, vermehrten sich wie

verrückt, wimmelten zwischen Fußboden und Lattenrost und schlüpfen durch die Lüftungsgitter der Klimaanlage, die den Geist längst aufgegeben hatte. Sie waren völlig gleichgültig gegen ihre Umwelt und fühlten sich selbst in einem Scheißhaufen noch wohl. Kaum ein Lebewesen, das die Gesellschaft von Kakerlaken suchte, nicht einmal ein Kakerlak.

Und obendrein kaum totzukriegen, diese Viecher. Wenn man sie mit dem Feuerzeug in die Enge zu treiben versuchte, wanderten sie eiskalt durch die Flamme, wenn man mit einer Zeitung nach ihnen schlug, lachten sie einem ins Gesicht. Das Tier, das für das Leben nach der Bombe am besten ausgestattet war. Erstaunlich, mit atomarem Fallout wurden sie spielend fertig, ein Schuhabsatz hingegen bereitete ihnen Schwierigkeiten.

Sean glitt vom Bett.

Siebzehn nach sieben, vier tote Schaben, zerquetscht, zermalmt, in der Toilettenschüssel schwimmend; schon sah die Welt ganz anders aus.

Die Spülung ließ Sean zusammenzucken, und er wippte ungeduldig mit dem Fuß, während sich der Wasserkasten füllte. Das Geräusch war so unpassend und laut wie ein Hustenanfall bei einer Beerdigung. Lärm hatte im Patay nichts zu suchen. Die Stille im Hotel war so vollkommen, daß sie bereits auf die Straße übergegriffen zu haben schien. Wie sonst nirgends in der Stadt hörten Autos und Jeepneys auf zu hupen, wenn sie vorüberfuhren, Motorradfahrer gingen vom Gas, Balut-Verkäufer verstummten. Der Rest Manilas hallte rund um die Uhr von diesen Geräuschen wider, doch nicht die Alejandro Street.

Das Patay existierte in einem Kokon der Stille.

Mehr oder minder. Manchmal wurde die Stille durchbrochen. Kuriose Laute, verfremdet und von dem Vakuum ringsum seltsam verstärkt. In Wasserrohren eingeschlossene Luft, die wie Fußtritte klopfte, Hundegebell, das wie ein Autounfall klang.

Zwei der Schaben schafften es nicht durch das U-Rohr. Eine von ihnen lebte noch und kämpfte mit der Oberflächenspannung und ihren hervorquellenden Innereien. Braunen Innereien, registrierte Sean, und strich sich mit dem Daumen nachdenklich den Schweiß aus den Augenbrauen. Also doch, dachte er, man ist, was man ißt.

Klarheit, vielleicht.

Sean legte sich aufs Bett, stützte sich auf den Ellbogen und betrachtete die blutbefleckten Laken. Er atmete tief ein und dachte: Zusammenhänge. Das Telefon, das blutverschmierte Bettzeug und der Türspion. Diese drei Dinge kamen aus dem Nichts und ließen sich logisch nicht erklären. Doch nichts kommt aus dem Nichts, und für alles gibt es eine logische Erklärung. Folglich mußte ein Zusammenhang bestehen.

Sean zeichnete die rostfarbenen Spritzer mit der Fingerspitze nach.

Noch mal von vorn. In diesem Zimmer hatte jemand gewohnt, soviel stand fest. Und dem Telefon nach zu urteilen war dieser Jemand ein Folterknecht, womöglich sogar von Beruf. Weshalb es sich bei der betreffenden Person mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um einen Mann handelte. Also. Ein Mann in einem Zimmer, und in diesem Zimmer riecht es nach

geschmolzenem Plastik. Blauer Dunst klebt unter der Decke. Im Aschenbecher eine ganze Schachtel Zigaretten, bis zum Filter heruntergebrannt.

Der Mann atmet diesen Rauch, riecht diesen Geruch, als er plötzlich hört, wie sich Schrauben splitternd in das trockene Türblatt bohren.

Ruckartig setzt er sich auf und spitzt die Ohren. Mit sich weitenden Augen sieht er sich im Zimmer um, bis er weiß, woher das Geräusch kommt. Er steht auf und tappt so lautlos wie möglich zum Spion. Er späht hindurch. Alles schwarz.

Er fragt sich, was für geheimnisvolle Dinge sich vor seiner Tür abspielen mögen. Wer oder was kommt oder geht.

Er legt die Kette vor, um wenigstens ein paar Sekunden Zeit zu gewinnen. Ganz leise, denn wie überall gibt es auch im Patay kein durchdringenderes Geräusch als das Kratzen und Schaben von Metall. Dann geht er zum Fenster und rüttelt vorsichtig am Gitter. Nichts zu machen. Es ist tief in den Beton eingelassen, so ziemlich das einzige, was in diesem Hotel seinen Zweck erfüllt. Dann ins Bad, um den Lüftungsschacht in Augenschein zu nehmen. Wieder kein Glück. Er ist viel zu eng. Selbst ein Makak hätte Mühe, sich hineinzuzuquetschen.

Also Schluß mit dem Versteckspiel. Er hat vermutlich eine Waffe. Wenn er sie nicht schon in der Hand hält, holt er sie jetzt hervor.

Da der Spion von außen verschraubt ist, weiß er nicht, wie viele Männer vor seiner Tür stehen. Aber er weiß, daß er in der Falle sitzt und sie ihn umbringen werden, Waffe hin oder her. Als Folterknecht ist er mit dieser Situation

vertraut. Er weiß, was ihm bevorsteht.

Das war es also - er weiß es. Er geht zum Bett, sinkt auf die Matratze und pustet sich das Hirn aus dem Schädel.

»Ein Mann hat sich beim Rasieren geschnitten«, sagte Sean. »Eine Frau hat überraschend ihre Tage gekriegt. Nasenbluten. Fehlgeburt.« Vom vielen Rauchen hatte er Halsschmerzen. Mit dem Stummel der letzten Zigarette zündete er sich eine neue an.

Sechs vor halb acht. Oft schon hatte Sean gehört, wie die Leute sich über Schweizer Armeemesser lustig machten - sie hätten derart viele Klingen, daß man sie gar nicht alle benutzen könne. Binnen acht Wochen nach dem Kauf hatte Sean jede einzelne von ihnen benutzt, und manchmal wollte er, das Messer hätte noch mehr Klingen gehabt.

Er beeilte sich. Er hatte die Tür zuziehen müssen, damit er sich dagegenstützen konnte, während er die Platte abschraubte, und jetzt fühlte er sich nackt und hilflos auf dem Flur. Er bekam eine Gänsehaut.

Die Stahlplatte war eigens zu diesem Zweck angefertigt worden. Sie hatte die Größe einer Spielkarte und die Stärke eines Schlüssels. Die mit einer Bügelsäge ausgeschnittenen Kanten waren nicht abgefeilt und messerscharf.

Nun hatte sie ihren Zweck erfüllt. Sean machte die Tür hinter sich zu und wollte die Stahlplatte aufs Bett schmeißen, warf sie dann aber an die Wand. Er war beim Ausholen urplötzlich in Zorn geraten, weil ihm die Sonne wider Erwarten schwer zu schaffen gemacht hatte. Das Metallstück bohrte sich wie ein Wurfmesser in die verrotteten Fasergipsplatten.

Sofort ging ein Alarm los. Ein lautstarkes Summen, das in unregelmäßigen Abständen durchs Zimmer dröhnte.

Zunächst war Sean vor Schreck wie versteinert. Dann stürzte er zur Wand, um die Metallplatte herauszuziehen. Sie hatte vermutlich ein Kabel durchtrennt und so ein verborgenes Feuermeldesystem in Gang gesetzt.

Der Alarm sumnte noch immer. Er mußte das Kabel so schnell wie möglich flicken, bevor der Empfangschef mit dem kahlrasierten Schädel mißtrauisch wurde. Doch schon Sekunden später, nachdem der Schutt aus dem Loch geklaut war, mußte Sean einsehen, daß er sich geirrt hatte. Es gab weit und breit kein Kabel. Die Wände waren hohl. Keine Ziegel, nur Latten und der muffige Geruch von eingeschlossener Luft. Groteskerweise schien das Summen noch nachdrücklicher geworden zu sein. Die Impulse kamen jetzt in immer kürzeren Abständen.

Zitternd vor Aufregung zerrte er kopflos an der

zerrissenen Tapete, bis ihm klar wurde, daß die Stahlplatte gar keine Rolle spielen konnte, weil es in den Wänden keine Kabel gab. Es brannte also wirklich. Sean lief fluchend zu seiner Tasche und überlegte, wie lange es wohl dauerte, bis die Flammen sich durch das uralte Hotel gefressen hatten.

Als er am Nachttisch vorbeikam, blieb er stehen.

Es war das Telefon. Das Telefon klingelte.

»Aaaaah... Hallo, Sean.«

Sean umklammerte den Hörer und mahnte sich zur Ruhe.

Er hielt den Atem an und sagte mit fester Stimme: »Don Pepe! Hi! *Kumustapo kayon?*«

Don Pepe machte ein schmatzendes Geräusch. Er kaute wie üblich auf einem Zahnstocher herum. Der Zahnstocher war eine seiner schärfsten Waffen. Immer wenn man ihn etwas fragte, lutschte er an diesem Scheißding und ließ einen auf die Antwort warten.

»*Kumusta ka*, Don Pepe«, wiederholte Sean, um das Spielchen zu beenden, bevor es richtig begonnen hatte. Don Pepe meldete sich erst zu Wort, wenn er es für angebracht hielt.

»Tja, Sean«, sagte er schließlich mit seinem typischen Akzent. »Eeeeh, mir geht es gut, lang. Wie geht es Ihnen?«

»Danke der Nachfrage. Gut, din po.«

»Gut, din...« Schmatz. »Wie gefällt Ihnen die Hotel?«

Sean strich sein feuchtes Baumwollhemd glatt. »Es ist sehr ruhig hier.«

»Ja, ruhig. Aber Sean, da liegt eine Irrtum vor. Letzte Jahr war die Hotel, *ano*, noch eine sehr gute Hotel. Aber

jetzt ich höre von meine Mitarbeiter, daß ziemlich heruntergekommen ist. Tut mir leid. Ich dachte, sein immer noch gute Hotel.«

»Ach«, sagte Sean. Er konnte sein Mißtrauen nur mit Mühe verbergen. »Was Sie nicht sagen.«

»*Talaga. Pero*, wenn wir schon in halbe Stunde treffen, eeeh, Sie haben keine Zeit mehr umzuziehen, *di ba?*«

»Hmm... Doch, ich glaube schon. Wir könnten uns in einer Bar treffen. Wie wär's mit...« Sean hielt inne und überlegte, wo am meisten Publikumsverkehr herrschte. »Wie wär's mit der Penguin Bar? Ich könnte in einer halben Stunde in Ermita sein. Kein Problem. *Madeli po.*«

Diesmal dauerte das Schmatzen mindestens zwanzig Sekunden. Bei jedem Schnalzen, das knackend durch die Leitung drang, umklammerte Sean den Hörer etwas fester. Er wollte das Schweigen auf keinen Fall als erster brechen. Doch als seine Fingerknöchel schließlich dieselbe Farbe angenommen hatten wie seine Zähne, hörte er sich sagen: »Am besten treffen wir uns einfach hier im Hotel, Don Pepe.«

»Ja«, sagte Don Pepe. »Treffen wir doch in Hotel. Ist glaube ich einfacher, und wir können in Ruhe unterhalten.«

»Ja.«

»Also, aaaah, eigentlich ich rufe an, um Ihnen Bescheid zu sagen, daß ich, ano, wahrscheinlich etwas später komme.«

»... Später?«

»Ja.«

»Äh, ist gut... Wieviel später?«

»Etwa zehn, fünfzehn Minuten. Viertelstunde. Ist ayos?«

»Ayos na. Alles klar, po.«

»Okay, also, aaaah, eeeh, gut. Bis dann.«

»Sige, po.«

»Sige.«

Don Pepe legte auf.

Der Signalton war noch sechs oder sieben Sekunden lang zu hören, dann war die Leitung tot.

Sean geriet in Panik. Um das Loch in der Wand notdürftig zu kaschieren, klatschte er die Tapete mit der flachen Hand gegen die Öffnung. Ohne Erfolg. Seine Hände bebten. Die eine wußte nicht, was die andere tat, seine Finger waren dick und plump, das anhaltende Zittern ängstlich und nervös. Hilflos mußte er mit ansehen, wie er den Spalt durch seine Bemühungen noch vergrößerte. Schließlich riß er vor lauter Wut einen Streifen bis zur Scheuerleiste hinunter von der Wand.

»Ich werde noch wahnsinnig«, murmelte Sean, trat einen Schritt zurück und betrachtete das sich ausweitende Desaster.

Plötzlich sah er das Patay in anderem Licht. Er hatte sich mit einem Mann in einem Hotel verabredet, und dieser Mann war unterwegs. Abgesehen davon war nichts passiert, es war nichts schiefgegangen. Mit einem Mal standen Teakmöbel im Zimmer. Unter der Schmutzschicht kamen Lampen und Gardinenringe aus Messing zum Vorschein. Das Kopfende des Bettes war handgeschnitzt, ein Relief mit Kokospalmen, Fischerbooten und Nipa-Hütten. Er war von verblaßtem Glanz umgeben.

Dann trübte sich sein Blick. Teakholz war tabu, und Fischer waren bettelarm. Er war verabredet mit einem

Mann, dessen Name in den Bars und Kneipen in und um Manila als makabrer Scherz die Runde machte. Don Pepes Nachtgebet? Vergib mir, Herr, denn ich bin die Sünde. Falls Don Pepe jemals schlief.

Sean sank auf die Knie und zerrte am Reißverschluß seiner kleinen Reisetasche. Eine Garnitur Kleider quoll auf den zerschissenen Teppich, gefolgt von einer Sonnenbrille, die er nie trug, und einer noch jungfräulichen Schachtel Zigaretten.

»Komm schon«, zischte Sean. Er schüttelte die Tasche. Erst fiel eine Zahnbürste heraus, dann eine Batterie, dann ein Ersatzmagazin. Er legte das Magazin beiseite und schüttelte die Tasche noch einmal. Ein Kugelschreiber, etwas Kleingeld, eine Patrone, eine Taschenlampe, eine zweite Batterie sowie ein Talisman.

Das Foto war nur deshalb ein Talisman, weil Sean es dazu erkoren hatte und konnte es schwerlich mit einem kristallinen Totenschädel oder Buddhakopf aufnehmen. Es war nichts weiter als das Paßfoto eines Mädchens, das er auf ein Stück Pappe geklebt hatte, damit es nicht knickte. Denn in Seans Tasche hätte es ohne weiteres knicken können. In seinem Portemonnaie wäre es vermutlich besser aufgehoben gewesen. Aber wie man immer wieder hörte, waren Portemonnaies in Manila nicht besonders sicher. Taschendiebe, Rasiermesser, Schußwaffen, Dienstmarken. Vorgestern erst war ein japanischer Tourist in einer Seitenstraße des Roxas Boulevard von zwei Polizisten überfallen und ausgeraubt worden.

Ein Gesicht zum Verlieben? Eigentlich nicht, aber das war ihm egal. Gesichter zum Verlieben gab es schließlich wie Sand am Meer. Ein geheimnisvolles Lächeln? Nein, aber auch das war ihm egal. Das berühmte geheimnisvolle Lächeln war ein ausgemachter Schwindel und brachte einen nur unnötig durcheinander. Diesem Mädchen konnte man vertrauen. Der Blick ganz ernst, fast feierlich. Die Brauen leicht gerunzelt. Als würde sie gleich eine Frage stellen oder auf eine Antwort warten.

Sean streckte sich seufzend auf dem Teppich aus und legte sich das Foto auf die Brust. Das Zimmer war so groß, daß man - wenn man sich auf den Boden legte - nur die Decke sehen konnte. Eine ebene, beigefarbene Fläche, die sich an den Rändern seines Blickfelds in der Dunkelheit verlor. Nach einer Weile wußte er nicht mehr, wo oben und

unten war. Die Decke hätte ebensogut eine Wüste sein können, die Risse ausgedörrte Wasserläufe.

Wohltuende Ruhe stahl sich beinahe unbemerkt in seinen Solarplexus, ausgehend von der Stelle, an der das Mädchen seine Brust berührte. Sie breitete sich nach und nach in seinem Körper aus, bis sie ihn von Kopf bis Fuß erfüllte. Ein Lächeln spielte um seine Lippen. Wenn das so weiterging, würde er in fünf Minuten schlafen wie ein Stein. Eine aberwitzige Vorstellung, ausgerechnet jetzt ein Nickerchen zu machen, wo der Mercedes des *mestizo* sich durch die engen Straßen Manilas schlängelte und von Sekunde zu Sekunde näher kam.

Während das Mädchen von seinen Gliedmaßen Besitz ergriff, nahm die Wüste immer deutlichere Gestalt an. Stockflecken warfen Schatten auf die Dünen, blätternde Farbe wurde zu Buschland. Dazwischen eine Reihe von undeutlichen Punkten, die Spuren einer Karawane. Waren die Überreste des Spinnennetzes eine Fata Morgana oder umgekehrt? Sean konnte den Unterschied kaum noch erkennen.

Reine Verschwendung, überlegte er, die drei Temazepam gestern abend. Stundenlang wachzusitzen und sich mit diesen dämlichen Tabletten herumzuärgern, während er sich gemütlich über der Sahara hätte treiben lassen können. Komisch, daß er nicht gleich darauf gekommen war.

Aber gestern abend war lange her. Lächerlich, was er für ein Theater veranstaltet hatte. Und vor zehn Minuten?

Oder war es eine Viertelstunde?

Egal. Ob zehn Minuten oder eine Viertelstunde, er hatte sich aufgeführt wie ein kopfloses Huhn. Was war nur mit

ihm los? Derart auszuflippen und Löcher in die Wand zu schlagen! Sean mußte grinsen. Er stellte sich sein Gesicht vor, als das Telefon geklingelt hatte. Die Kinnlade auf minus fünfundvierzig Grad, der Puls auf hundertachtzig.

Jetzt war alles wieder im Lot, dank seinem Talisman, dem Betablockerengel.

Eines Tages, so hoffte er, würde er dem Mädchen begegnen, und sei es auf der Straße, im Vorübergehen. Dann wollte er sie ansprechen, sich ihr vorstellen und ihr sagen, wie oft sie ihm aus der Klemme geholfen hatte. Wie sehr sie ihn beruhigte und vor Dummheiten bewahrte. Danach würde er sich von ihr verabschieden, und sie würden wieder getrennte Wege gehen.

Wie ergreifend. Von diesem Traum bekam er immer wieder einen Kloß im Hals. Vor allem deshalb, weil er niemals in Erfüllung gehen würde. Sean kannte weder Namen noch Adresse des Mädchens, nicht einmal ihre Nationalität. Seit er sie gefunden hatte, einsam und verlassen auf dem Boden eines Fotoautomaten im Hafen von Le Havre, waren die Indizien dünn gesät.

Sean setzte seinen Erkundungsflug fort. Rechts ein dichtes Netz ausgetrockneter Nebenflüsse. Und links... Was war das? Ein Meteoritenkrater?

Er riß sich aus dem Halbschlaf, und es gelang ihm einige sekundenlang, sich zu konzentrieren.

»Oh«, murmelte er. Es war ein Einschußloch. Sean zeigte sich nicht sonderlich erstaunt. Daß eine Frau unvermittelt ihre Tage bekommen haben sollte, hatte ihm von Anfang an nicht eingeleuchtet, und daß sich jemand beim Rasieren geschnitten haben könnte, war schlicht Unsinn.

Der Telefonfolterer hatte also aufwärts geschossen, vermutlich mit dem Lauf unter dem Kinn oder im Mund. Andererseits: Pistole, niedrige Schußgeschwindigkeit, das Blei prallt gegen Knochen, und es ist nicht gesagt, daß das Projektil auf der anderen Seite wieder austritt, geschweige denn die Flugbahn beibehält. Also hatte der Typ beim ersten Mal vielleicht danebengeschossen. Weil er nervös war und ein Trottel, also hatte er es ein zweites Mal probiert.

Vermutlich letzteres, befand Sean mit zufriedenem Nicken. Daß der Typ ein Trottel war, stand fest. Er war hier offenbar mit jemandem verabredet gewesen: Kein Mensch wäre freiwillig im Patay abgestiegen. Also war er entweder blind oder brauchte dringend eine Brille. Das Patay war ein Killerhotel! Wenn er das nicht auf Anhieb gemerkt hatte, arbeitete er eindeutig in der falschen...

Die Wüste begann zu flirren und verschwand. Sean setzte sich auf, und das Foto fiel von seiner Brust, vergessen. Auf dem Boden, halb unter Staub und Gipsbrocken begraben, lag die kleine Stahlplatte und reflektierte kalt den Schein der Nachttischlampen.

»Du«, sagte Sean und hob mahnend den Finger. »Du läßt mich nicht mehr los.«

Der Mond kreist um die Erde. Die Gezeiten kommen und gehen, bedingt durch die Schwerkraft, doch ohne jeden Grund. Der Mond hätte ebensogut größer, kleiner, schwerer oder leichter sein können. Aber das war er nicht.

Es war zwecklos, sich zu fragen, weshalb Don Pepe ihn ermorden wollte. Diese Frage war ebenso prosaisch wie der Mond und eigentlich kaum der Überlegung wert. Und

selbst wenn er sich darüber hätte Gedanken machen wollen, blieb ihm dafür keine Zeit. Denn noch während er auf die Stahlplatte zeigte, hielt gegenüber ein grauer Mercedes. Im stillen Kokon des Hotels war er nicht zu überhören; nur wenige Motoren in Manila schnurrten.

Don Pepe war nicht dumm. Erst anrufen und sagen, er werde sich verspäten, und dann zu früh kommen, um das ahnungslose Opfer zu überrumpeln. Die Wagentüren gingen auf und zu. Vier Türen, vier Männer. Selbst der Fahrer kam mit herauf. Wahrscheinlich, mutmaßte Sean, hatte Don Pepe ihm gesagt, daß es keinen Sinn habe zu warten, da es länger dauern könne.

Wie durch ein Wunder war es plötzlich bitterkalt im Zimmer. Allein durch das Klimpern der Wagenschlüssel und das leise Stimmengemurmel, das von der Straße heraufdrang, hatte die Sauna sich in einen Eiskeller verwandelt.

Unter dem wachsamen Blick des Telefons, das ihn mit seiner Wählscheibe wie durch ein Facettenauge beobachtete, spielte Sean die letzten Amtshandlungen des toten Folterers unbewußt noch einmal durch. Er lauerte ein paar Sekunden hinter der Tür, als ihm einfiel, daß das Patay nur eine Treppe, einen Ausgang hatte und die Männer sich schon fast im Haus befanden. Dann rüttelte er am Fenstergitter, das jedoch keinen Zentimeter nachgab; eher hätte er sich die Schultern ausgekugelt. Und schließlich landete er im Badezimmer, wo er feststellen mußte, daß es durch den winzigen Lüftungsschacht kein Entkommen gab.

Das Telefon war ein gleichgültiger Zeuge. Seans Gesicht im Badezimmerspiegel hingegen, das ihn ansah, als er sich vom Lüftungsschacht abwandte, wirkte ganz und gar nicht unbeteiligt. Trotz seiner Panik zog der Anblick ihn in seinen Bann.

Sein Gesicht schien zu zerfließen, löste sich jedoch nicht auf, sondern verschwamm und wogte durcheinander wie ein billiges Hologramm oder ein Eimer voller Schlangen. Die Lippen kräuselten sich, während die Kinnlade nach unten sackte, seine starren Augen traten aus den Höhlen, während sich sein Stirnrunzeln vertiefte. Angst, schoß es Sean undeutlich durch den Kopf. Ihr wahres Gesicht bekam man nur selten zu sehen. Die Furcht anderer Menschen ja, aber die eigene nie. Fasziniert ging er ein wenig näher an den Spiegel, ohne die Schritte zu beachten, die jetzt die Treppe heraufkamen.

Der Konquistador

1

»Aaaah, wir kommen zu spät«, brach Don Pepe das gespannte Schweigen der vergangenen fünf Minuten.

Jojo nickte und bohrte nervös die Daumen in die Lenkradpolsterung. »Ja, Sir. Tut mir leid.«

»Erst das Hotel, und jetzt das.«

Jojo schwieg einen Moment und sagte dann noch einmal: »Ja, Sir.« Er ließ Teroy genügend Zeit, sich persönlich bei Don Pepe zu entschuldigen. Schließlich hatte er das Patay ausgesucht. Aber Teroy, auf dem Beifahrersitz, sagte kein Wort. Warum Don Pepes Zorn auf sich ziehen, wenn er sich bloß zu ducken und den Mund zu halten brauchte, um Jojo die ganze Sache ausbaden zu lassen? Jojo konnte es ihm nicht verdenken. Er hätte es umgekehrt genauso gemacht.

Don Pepe räusperte sich und fuhr fort. » Aaah, wie interessant, Jojo, daß du ausgerechnet durch Quiapo fährst, obwohl du genau weißt, daß die Baustellen hier den ganzen Verkehr aufhalten.«

»Ja, Sir.«

»Du dachtest vermutlich, um diese Zeit wären die Straßen frei?«

»Jawohl, Sir.«

»Aber, eeeh, du siehst doch, daß die Straßen ganz im Gegenteil völlig verstopft sind.«

»Ja.«

»Du arbeitest als Fahrer und hast keine Ahnung, wie man in Manila am schnellsten vorwärts kommt?«

»Ein Versehen, Sir. Ich bitte vielmals um Entschuldigung. In Zukunft werde ich mich bemühen, nicht mehr durch Quiapo zu fahren, solange hier gebaut wird, auch nicht um diese Zeit.«

Im Rückspiegel sah Jojo, wie Don Pepe das silberne Zahnstocherdöschen aus seiner Brusttasche holte. »Das will ich hoffen. Ich möchte so was nicht noch mal erleben müssen.«

»Ja, Sir.«

»Jetzt muß ich auch noch Mr. Sean anrufen, um ihm zu sagen, daß wir uns verspäten. Wie peinlich. Ich kenne ihn zwar nicht besonders gut, aber ich gehe davon aus, daß Mr. Sean großen Wert auf Pünktlichkeit legt. Er kommt schließlich aus Europa.«

Jojo schielte zur Seite. Teroy schien die Augen zu verdrehen.

»Ich erledige das gern für Sie, Sir«, sagte eine zuckersüße Stimme auf dem Rücksitz. Auf diese Gelegenheit hatte Bubot die ganze Zeit gewartet. »Wenn es Ihnen lieber ist...«

»Lieber?« fiel Don Pepe ihm ins Wort. Der Motor schwieg, während er an seinem Zahnstocher nuckelte. »Weshalb sollte es mir lieber sein, mich hinter anderen zu verstecken, als selbst für meine Fehler einzustehen?«

Bubot schloß geräuschvoll den Mund.

Jojo arbeitete seit anderthalb Jahren als Don Pepes Fahrer. Er hatte Uping abgelöst, der bei demselben verpatzten Entführungsversuch ums Leben gekommen war

wie Bing-Bong, Don Pepes fatter, durchgedrehter Neffe.

Anderthalb Jahre, und in dieser ganzen langen Zeit war nicht ein Tag vergangen, ohne daß Don Pepe eine Bemerkung über Europa und die Europäer fallenließ.

In der Regel waren diese Bemerkungen entweder spitzfindig oder banal. Ein beiläufiger Kommentar zum Regierungswechsel in Frankreich oder, wenn er durch die getönten Scheiben des Mercedes einen Touristen sah, über die unendliche Vielfalt der Haarfarben des Mitteleuropäers. Nichts, was einen flüchtigen Zuhörer auf übermäßiges Interesse hätte schließen lassen.

Wie groß sein Interesse wirklich war, zeigte sich erst, wenn er auf ein bestimmtes Thema zu sprechen kam. Wenn man nach einiger Zeit feststellte, daß er jeden Augenblick zu explodieren drohte. Ein kurzer Blick auf die Ruinen von Fort Santiago oder die Mauern von Intramuros, und es gab kein Halten mehr. Er verriet sich durch ein Übermaß an Wissen, Leidenschaft und Eloquenz. Vergessen waren Aahs und Eehs und lange Pausen.

»Pizarro hat Peru mit hundertachtzig Mann erobert. Hundertachtzig Mann gegen die übermächtige Kultur der Inkas! Also, auf welcher Seite, frage ich euch, hat Gott damals wohl gekämpft?«

»Ihr dürft natürlich nicht vergessen, daß Magellan, obwohl er Portugiese war, im Dienst der spanischen Krone stand.«

»Legaspis einziger Fehler war Mindanao. Ach, was sag ich? Fehler! Ab 1571 war Manila fest in seiner Hand.«

»Stellt euch vor, wie es den Azteken ergangen sein muß, als sie zum ersten Mal ein Pferd erblickten. Und zwar nicht irgendeine Schindmähre. Sondern ein Schlachtroß,

gepanzert und mit messerscharfen Zähnen!«

»Auf den Philippinen gibt es keine Kirchen. Keine Gotteshäuser, nur Hütten. *Iglesia Ni Christo*? Was für eine bodenlose Frechheit! In Spanien gibt es Kirchen. Richtige Kirchen. Und hier haben sie nur Hütten.«

Hier haben sie nur...

Hier haben sie nur...

Dabei hatten Don Pepes Vater und Großvater Spanien nie gesehen. Und auch Don Pepe war nur einmal dort gewesen. Vorigen Dezember. Fünf Tage in Madrid und zwei Tage in San Sebastian, der Stadt seiner Vorfahren. Das einzig Spanische an Don Pepe war sein Blut, obwohl man auf den ersten Blick erkannte, daß er kein reinblütiger Spanier war. Auch wenn niemand es gewagt hätte, ein Wort darüber zu verlieren.

Ebensowenig wie über seine Reise in die alte Heimat. Vor dem Abflug hatte es kein anderes Thema mehr gegeben, seit seiner Rückkehr war es strikt tabu. Tabu einzig und allein wegen des Gesichtsausdrucks des alten Mannes, als Jojo ihn vom Ninoy Aquino International Airport abgeholt hatte. Er war weder wütend noch traurig oder enttäuscht. Nein, er hatte einen regelrechten Schock. In den darauffolgenden Wochen waren die üblichen Vorträge ausgeblieben. Betretenes Schweigen statt Cortes. Selbst jetzt, nach einem halben Jahr, waren sie noch immer nicht so ausufernd und vehement wie früher.

»Mr. Sean ist Brite.«

Jojo, der in die blinkenden Rücklichter des Jeepneys vor ihnen vertieft gewesen war, richtete sich auf und brummte:

»Ja, Sir.«

»1762 haben die Briten Manila besetzt, mußten es nach Unterzeichnung des Pariser Vertrages 1763 aber wieder zurückgeben. Ich könnte mir denken, daß sich die meisten Spanier noch heute dafür schämen, daß die Briten ihnen ihr Land weggenommen haben, obwohl das über dreihundert Jahre her ist.«

»Gut möglich, Sir.«

»Aber ich schäme mich nicht. Die Briten wußten, wie man ein Weltreich errichtet. Daß es ihnen gelungen ist, uns die Philippinen wegzunehmen, beweist Willenskraft und Stärke und genießt meinen größten Respekt.« Don Pepe hielt inne. »Außerdem war es ja nur für ein Jahr.«

»Ein Jahr ist kurz.«

»Allerdings. Und im Vergleich zu vierhundert Jahren spanischer Herrschaft, eeeeh, nichts als knickknack.«

Jojo und Teroy wechselten einen verstohlenen Blick. »Knickknack?« entfuhr es Teroy, und Jojo zuckte kaum merklich die Achseln. Don Pepe benutzte häufig Wörter aus anderen Sprachen. Vorzugsweise aus dem Englischen.

»Tja«, fuhr Don Pepe fort. »Wer hätte das gedacht? Manila unter britischer Besatzung. Eine kaum bekannte Fußnote der Geschichte.«

Irrtum, dachte Jojo, löste die Handbremse und ließ den Mercedes einen halben Meter weiter rollen...

Bubot war der *sip-sip-King*, dessen einzige Aufgabe darin bestand, grinsend und nickend sein Interesse für die Pöbeleien des *mestizo* zu bekunden. Aber das störte Bubot nicht - er hätte alles dafür gegeben, Don Pepes rechte Hand zu werden. Kaum war Bing-Bong tot, hatte Bubot sich förmlich überschlagen, um sich bei dem alten Mann lieb Kind zu machen. Es hieß, daß er sich glatt die Eier abgeschnitten hätte, um Don Pepe zu beeindrucken. Eine Zeitlang kursierte sogar das Gerücht, er habe die Entführung nur verpatzt, um Bing-Bong aus dem Weg zu räumen. Aber das war Quatsch. Denn wer den sipsip-King kannte, wußte, daß er dafür nicht raffiniert genug war.

Sollte der sipsip-King ruhig hinten sitzen. Jojo und Teroy saßen lieber vorn, mit dem Rücken zu ihrem Boß. Wie zwei Lummel in der letzten Bank konnten sie die Stimme des Lehrers nach Belieben ausblenden. Sie konnten den Mädchen auf der Straße nachsehen und vielsagende Blicke wechseln. Sie konnten sich sogar unterhalten. In jahrelanger Übung hatten sie die Kunst, so leise zu sprechen, daß nur sie einander hören konnten, während im Fond nichts zu verstehen war, zur Perfektion getrieben. Und wenn sie schwiegen, weil ein sechster Sinn ihnen sagte, daß Don Pepe die Ohren spitzte, polierte Teroy seine Pistole - das glänzendste Stück Metall auf ganz Luzon -, und Jojo hielt nach Jeepneys Ausschau.

Merkwürdig, dachte Jojo oft. Die ganze Stadt quoll über von den wild geschmückten und umgebauten Minibussen. Jeepneys waren wie die Gesichter von Verwandten oder

Gummisandalen an den Füßen. Jeepneys waren wie der Geschmack von Reis. Wer interessierte sich schon für den Geschmack von Reis? Jojo hingegen interessierte sich für Jeepneys.

Glas. Das war der Auslöser gewesen. Die scheibenlosen Fenster der Jeepneys und die Spiegelscheiben des Mercedes. Das war Jojo eines schönen Morgens auf der Fahrt durch Quezon City aufgefallen, und der Gedanke, daß er im Verkehrsgetümmel ein buntes Mosaik von Schnappschüssen zu sehen bekam, während sich die Leute auf der Straße mit ihrem eigenen Spiegelbild in den Scheiben des Mercedes begnügen mußten, hatte ihn auf Anhieb fasziniert.

Nur eine flüchtige Beobachtung, ohne besondere Bedeutung, doch er hatte angebissen. Eine neue Perspektive auf den Alltag, die ihn diesen Alltag mit anderen Augen sehen ließ.

Seither wuchs Jojos Interesse an öffentlichen Verkehrsmitteln von Stau zu Stau. Er ging dazu über, die Jeepneys mit einer Punktzahl zwischen 1 und 10 zu bewerten, je nach Bemalung, Sauberkeit und Wartungszustand, und freute sich wie ein Schneekönig, wenn er ein Exemplar entdeckte, das eine 8 mit Stern verdiente.

Die Namensschilder über der Windschutzscheibe fesselten ihn am meisten. Seltsam, er wußte zwar, daß die »Dragon Punch Lady« die Edsa hinuntertuckerte und der »Future Shock« zwischen Makati und Bicutan verkehrte, hatte sich aber nie gefragt, wie die Dragon Punch Lady zu ihrem Namen kam und welchen Schock die Zukunft wohl in petto hatte. Seltsam, in einem Land zu leben, in dem

man mit sorgfältig erdachten Slogans überschüttet wurde, die - obwohl sie in grellen Lettern auf breiten Plastikstreifen prangten - aber kaum jemand zur Kenntnis nahm. Vielleicht hatte der Besitzer von »My Secret Lover« deshalb so wenig Bedenken, sein Geheimnis preiszugeben.

Wie die meisten Dinge in Manila erwachten auch die Jeeps erst nach Einbruch der Dunkelheit zum Leben. Ihre bunten Lichter gingen an, und ihr unechtes Chrom schimmerte matt im Neonschein der Ladenschilder. Heute abend, befand Jojo, sahen sie aus wie winzige fahrbare Nachtclubs voller müder und lustloser Besucher. Oder voller Banditen. Viele Fahrgäste hatten sich zum Schutz gegen die Auspuffgase Taschentücher vor den Mund gebunden. Pendelnde Banditen, im sanften Licht der rotgrünen Innenbeleuchtung.

»Aaaah, Telefon«, sagte Don Pepe.

Bubot gehorchte sofort. Obwohl sich das vor sechs Wochen eingebaute Autotelefon in Don Pepes Reichweite befand, hatte er bislang nicht einmal selbst zum Hörer gegriffen.

»Ich gebe Mr. Sean rasch Bescheid.«

Teroy wandte hüstelnd den Kopf. »Ehrlich gesagt glaube ich nicht, daß das Patay über einen funktionsfähigen Anschluß verfügt. Sie erinnern sich vielleicht, daß Jojo Ihre Nachricht deshalb persönlich überbringen mußte.«

»Natürlich erinnere ich mich, Teroy. Und ich erinnere mich auch, dem Geschäftsführer des Patay unmißverständlich klargemacht zu haben, daß es seiner körperlichen Unversehrtheit abträglich sein könnte, falls der Anschluß bis heute abend nicht funktioniert. Die

Vorstellung, daß Mr. Sean ohne Telefon... eeeh. Nicht auszudenken, wenn sein Kapitän ihn anrufen möchte. Und ihn nicht erreichen kann.«

Schmatz.

»Nummer.«

Teroy zog eine Karte aus seiner Brusttasche. »3 68 22 66.«

»3 ... 6 ... 8 ...«

»22 66.«

»2 ... 2 ...«

»66.«

»6 ... 6 ...«

Schweigen.

»Aah. Es klingelt.«

Der Motor seufzte erleichtert auf.

Jojo blendete das Gespräch zwischen Don Pepe und Mr. Sean vollständig aus. Wie Don Pepe mit Europäern sprach, gefiel ihm nicht. Zwar gab er sich genauso stur und penetrant wie sonst, doch hatte seine Stimme einen schmeichlerischen Unterton, für den Jojo sich aus irgendeinem Grunde schämte. Mit einem Filipino hätte der *mestizo* nie und nimmer so gesprochen.

Dabei hätte er sich das Geschleime wirklich sparen können. Denn Don Pepes europäische Geschäftspartner waren ausnahmslos Handelsmatrosen, eine ungehobelte Bande, im Gegensatz zu den Filipinos, die ihn stets mit ausgesuchter Höflichkeit behandelten. Selbst seine Feinde. Selbst die ehrgeizigen Junganwälte, die dem Alten wegen irgendwelcher Kleinigkeiten im Nacken saßen, weil sie sich einen Namen zu machen hofften oder ein frühes Grab

zu schaufeln versuchten. Sie sagten artig po, wenn sie eine Vorladung zustellten, und hielten ihm brav die Tür zum Gerichtssaal auf. Genau wie Bubot es ihnen eingebleut hatte.

Es traf Jojo immer wieder wie ein Schock, wenn ein Europäer unhöflich zu Don Pepe war. Einmal hatten Teroy und er den Alten zu einem Treffen mit einem australischen Seemann, dem Ersten Offizier der Mentalese, begleitet. Und der Mann trug doch tatsächlich kein Hemd. Nicht einen Faden am Leib! Jojo wußte gar nicht mehr, wohin mit seinen Augen. Und Teroy konnte sich nicht entscheiden, ob er nun den Australier oder sich selbst erschießen sollte.

Sie waren eben von Natur aus laut und unverschämt. Dieser Gedanke drängte sich Jojo geradezu auf, wenn er die bleichen Gesichter sah, die in Angeles von einer Bar zur nächsten schwankten. Gott sei Dank gab es Ausnahmen, die ihn vor Pauschalurteilen wie diesem bewahrten. Mr. Sean war eine solche Ausnahme. Er war so oft auf den Philippinen gewesen, daß er gelernt hatte, wie man sich anständig benahm. Er sagte an den richtigen Stellen po und sprach bei jeder sich bietenden Gelegenheit Tagalog.

Was war richtig, was war falsch? Schwer zu sagen. Obwohl er davon überzeugt war, daß man sich jedem Menschen gegenüber höflich zu verhalten habe, verspürte er nicht selten einen Anflug von Neid, wenn ein Europäer Don Pepe ins Wort fiel, die Stimme gegen ihn erhob oder, noch besser, ihm auf den Rücken klopfte. Neid, der allerdings sofort verblaßte, wenn sich der Blick des *mestizo* trübte und die Ader an seiner Schläfe zu pochen begann.

Da fiel Jojo eine Geschichte ein, die ihm sein Vater oft erzählt hatte, als seine Familie noch auf Negros lebte. In der Dienstbotenunterkunft von Don Pepes Hazienda, wenn sie im kühlen Schatten der Arkaden saßen und das Zuckerrohr kauten, das sein Vater auf der Plantage hatte mitgehen lassen.

»Panding«, brummte Jojo mit der Stimme seines Vaters im Ohr, »war ein Waisenkind.«

Panding war ein Waisenkind. Seine Mutter starb bei der Geburt, und sechs Jahre später kamen Vater, Onkel und zwei Tanten in einem langen heißen Sommer bei einem rätselhaften Buschfeuer ums Leben. Bei dieser Kindheit verwunderte es kaum, dass der Waisenjunge mit den Jahren immer sonderbarer wurde, um nicht zu sagen verrückt. Wenn auch nur ein bißchen. Im Gespräch oder bei einem Glas selbstgebrautem Bier fiel es nicht weiter auf. Eigentlich merkte man es nur, wenn er eine Machete in der Hand hielt.

Die Leute auf dem Feld nannten es den roten Nebel. Wenn man nur scharf genug hinsah, konnte man ihn angeblich sogar sehen. Er umwölkte seinen Kopf wie Tabaksqualm oder der schweißige Dunst, den die Arbeiter frühmorgens verströmten. Fat-Boy, der dicke Aufseher mit der Lederpeitsche, ließ Panding auf die neue Ernte los, wie er seine Hunde auf die Affen hetzte, die bisweilen aus dem Wald kamen. Und ebenso wie sich niemand in die Nähe seiner Hunde wagte, wenn sie einen Affen zwischen den Zähnen hatten, nahm sich jeder vor Panding in acht, wenn er derart benebelt war. Ein Gebot der Vernunft: Abstand halten.

Wovon Don Pepe keine Ahnung hatte. Denn erstens war Don Pepe mit diesem Gebot nicht vertraut, weil er seine Plantage nur von den diversen Balkons seiner Hazienda oder dem Rücken seines Lusitanerhengstes aus in Augenschein zu nehmen pflegte. Und zweitens hätte er, selbst wenn er mit dem Gebot vertraut gewesen wäre, die

Vorstellung, sich den Verrücktheiten eines Feldarbeiters zu beugen, vermutlich ebenso absurd gefunden wie den Gedanken, seinen Leuten während der sechs Monate, in denen kein Zuckerrohr geerntet wurde, den Lohn weiterzuzahlen — oder ihre Töchter nicht zu vögeln.

Immer wenn es geregnet hatte, nutzte Don Pepe die Gelegenheit zu einem ausgedehnten Galopptritt, was nur bei weichem Boden möglich war. In der Hitze von Negros wurde die Erde mitunter steinhart, so daß sich selbst ein Lusitaner ohne weiteres die Beine brechen konnte.

Damals, an fraglichem Tag, führte ihn sein Weg zu den von Fat-Boy beaufsichtigten Feldern. Ein seltener Besuch, da es sich um einen entlegeneren Teil seines Besitzes handelte. Die Erntehelfer unterbrachen mit einer Mischung aus Pflichtbewußtsein und Erstaunen ihre Arbeit, hörten auf, das Zuckerrohr zu schneiden und zu stapeln, und senkten zum Zeichen ihrer Ehrerbietung den Kopf.

»Herrlicher Tag, Sir«, sagte Fat-Boy, als der Master näher kam.

»Eeeeh«, machte Don Pepe freundlich. Der Ausritt schien ihn umgänglich gestimmt zu haben. »Ja. Ein herrlicher Tag. Alles verrät die Handschrift Gottes.«

Da diese Bemerkung keines weiteren Kommentars bedurfte, hielt Fat-Boy den Mund, während der *mestizo* einen zufriedenen Blick über sein Reich schweifen ließ. Ein jähes Geräusch ließ die beiden Männer herumfahren. Der Hieb einer Klinge. Panding hatte seine Machete nicht aus der Hand gelegt.

»Wie kann dieser Mann es wagen, einfach weiterzuarbeiten?« fragte Don Pepe und rückte seinen

Sonnenhut zurecht, damit er besser sehen konnte.

Fat-Boy zögerte. Ein anderer Aufseher hätte sofort zur Peitsche gegriffen und den bedrohlichen Tonfall seines Herrn zum Anlaß genommen, seine Unbarmherzigkeit unter Beweis zu stellen. Doch Fat-Boy war kein Sadist und wollte nicht, daß Panding unnötig bestraft wurde. Deshalb wog er seine Worte sorgsam ab.

»Ich nehme an, Sir«, antwortete er schließlich, »daß Panding Ihnen zeigen möchte, wie eifrig er bei der Sache ist.«

»Eifrig«, sagte Don Pepe. »Das ist gut. Aber wie mir scheint, ist er ein wenig übereifrig. Die anderen Arbeiter könnten seinen Eifer als mangelnden Respekt mißdeuten. Also, äh, sag ihm, er soll sofort damit aufhören.«

»Aufhören, Sir?«

»Ja, aufhören.«

»Sofort, Sir?« bohrte Fat-Boy.

»Grundgütiger! Du hörst wohl schlecht?« Don Pepe zog Fat-Boy seine Reitgerte über den Schädel. »Ist es jetzt besser?«

»... Viel besser, Sir.«

»Gut. Also, sorgst du jetzt dafür, daß er aufhört, oder nicht?«

»Sir, ich...«

»Ja oder nein?«

»...Ja, Sir.«

Don Pepe lehnte sich gespannt im Sattel zurück.

Obwohl ihn nur ein paar Schritte von Panding trennten, schien Fat-Boy eine Ewigkeit dafür zu brauchen; er bewegte sich langsam, mit gesenktem Blick und hängenden Schultern, auf ihn zu. Als er sein Ziel fast erreicht hatte,

wandte er sich noch einmal um und warf den Umstehenden und Don Pepe einen kurzen Blick zu. Doch das interessierte den *mestizo* wenig. Er bewunderte die weißgetünchten Mauern seiner Hazienda, die durch den Dschungel schimmerten wie die blanken Knochen eines Totenschädels im Gras...

»Wie die blanken Knochen eines Totenschädels im Gras.«

Jojo blinzelte. Noch vor wenigen Sekunden hatte er die Stimme seines Vaters im Ohr und den Anblick der Hazienda klar vor Augen gehabt. Er hatte das leise Summen der Fliegen, das Krachen des Zuckerrohrs und die Schreie der Feldarbeiter deutlich gehört.

Er blinzelte ein zweites Mal, runzelte die Stirn und ließ die Luft in seiner Lunge langsam entweichen, da fiel es ihm wieder ein.

An dieser Stelle der Geschichte hatte er seinen Vater immer unterbrochen, war ihm atemlos und mit neugierigen Fragen ins Wort gefallen. Wie zum Beispiel: »Warum ist Fat-Boy denn nicht weggelaufen?« als er jünger war. Und: »Warum hat Fat-Boy denn nichts von dem roten Nebel gesagt?« als er älter war. Irgendwann hatte er aufgehört zu fragen. Sein Vater wusste ohnehin keine Antwort. Er zuckte immer nur die Achseln und sagte: »So war es nun mal.« Er klang wie ein Priester.

Auf dem Rücksitz lutschte Don Pepe geräuschvoll an seinem Zahnstocher und spuckte einen Splitter aus.

»Letztes Jahr war die Hotel, ano, noch eine sehr gute Hotel.«

Er sprach nach wie vor mit Mr. Sean.

»Aber jetzt ich höre von meine Mitarbeiter, daß ziemlich heruntergekommen ist.«

Mitarbeiter. Welche Ehre. Schade, daß Teroy's Englischkenntnisse so begrenzt waren; es hätte ihm bestimmt gefallen, als Mitarbeiter bezeichnet zu werden. Jojo schielte nach rechts und überlegte, ob er es ihm sagen sollte. Solange der *mestizo* beschäftigt war, konnten sie sich ungestört unterhalten. Doch Teroy starrte aus dem Seitenfenster, und Jojo hatte das unbestimmte Gefühl, Bubots neugierigen Blick im Nacken zu spüren.

Leicht irritiert drückte Jojo sich noch tiefer in das Polster.

Als Fat-Boy sich in Reichweite von Pandings Machete befand, bekreuzigte er sich. Dann stürzte er sich auf ihn.

»Fat-Boy ist genauso verrückt wie Panding«, meinte einer der Umstehenden.

Doch Fat-Boy war alles andere als verrückt. Ein gebellter Befehl wäre auf taube Ohren gestoßen, und beim ersten Hieb mit der Peitsche hätte er vermutlich die Machete zu spüren bekommen. Statt dessen umklammerte er Panding von hinten und preßte ihm die Arme an den Körper. Fat-Boy konnte nur hoffen, daß sich der rote Nebel verzog, bevor seine Kräfte schwanden.

Zwei oder drei Minuten lang standen die beiden Männer im Zuckerrohr und schwankten leicht, während Panding sich zu befreien versuchte. Dann schließlich entspannten sich ihre Muskeln. Die seltsame Erstarrung löste sich, die Gefahr war gebannt. Fat-Boy ließ los, und Panding fiel die Machete aus der Hand.

»Der Herr«, stieß Fat-Boy atemlos hervor.

Panding wirkte benommen.

»Er wollte, daß du aufhörst.«

Man konnte es Fat-Boy schwerlich verdenken, daß er mit überheblichem Lächeln vor den *mestizo* trat. Schließlich hatte er dem Tod ins Auge geblickt und war mit heiler Haut davongekommen. Doch Don Pepe war unzufrieden und hielt mit seinem Mißfallen nicht hinterm Berg.

»Es gefällt mir nicht, wie du mit deinen Leuten umgehst«, sagte er.

Fat-Boy lächelte. »Aber ich tue mein Bestes, Sir.«

»Dann mußt du eben noch besser lernen, wie du mit ihnen umzugehen hast. Nimm dir an den anderen Aufsehern ein Beispiel.«

»Ich finde, die anderen Aufseher sollten sich an mir ein Beispiel nehmen.«

Don Pepe traute seinen Ohren nicht. Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Wie?«

»Meine Leute schneiden und stapeln schneller als ihre, und sie halten länger durch.«

»Was du nicht sagst.«

»Doch, Sir. Und je länger sie durchhalten, desto mehr kriegen sie geschafft.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Sir. Und wenn die anderen Aufseher sich...«

»Mit anderen Worten«, fuhr Don Pepe dazwischen, »wenn ich recht verstehe, bist du nicht damit einverstanden, wie ich meine Plantage leite.«

Der eisige Tonfall brachte Fat-Boy schlagartig zur Besinnung. »O nein, Sir!« widersprach er entschieden. »Niemals! Ich wollte nur... Ich wollte...«

Er zögerte, suchte nach Worten.

»Du wolltest was?«

»Also, ich...«

»Nur zu.«

»Ich...«

»Hmm?«

»Ich...«

»Hmm?«

Doch Fat-Boy hatte es die Sprache verschlagen. Er war verwirrt. Er begriff nicht, wie er sich binnen weniger Minuten in solch gefährliche und unbekannte Gewässer hatte manövrieren können. Also versuchte er es statt mit Worten mit einer Geste. Mit einer Geste, die sich, je nachdem, als freundlich, liebevoll, verschwörerisch oder bekräftigend deuten ließ. Oder, wie in diesem Fall, als hilfesuchend.

Er streckte seine von Schweiß und Zuckersaft triefende Hand aus und legte sie dem *mestizo* aufs Knie. Als er merkte, daß er zu weit gegangen war, zog er sie sofort zurück, doch es war schon zu spät. Ein Handabdruck prangte als Zeugnis seiner Tat auf der cremefarbenen Seide.

Don Pepes weiße Augenbrauen schossen in die Höhe, als wollten sie sich wie zwei Möwen in den Himmel schwingen.

»Aaaah.« Er schnappte fassungslos nach Luft.

Fat-Boy wurde puterrot, und seine Stirn verdüsterte sich vor Entsetzen.

»Eeeh... Holt mir den Mann dort. Er scheint mit einer Machete umgehen zu können.«

»Sir, ich könnte Ihnen neue Hosen kaufen. Mehrere Paar, aus reiner Seide, in verschiedenen Farben...«

»Red keinen Unsinn. Das kannst du dir doch gar nicht leisten.«

»Ich habe genug gespart, um...«

»Du scheinst nicht zu begreifen. Hier geht es nicht um Hosen, hier geht es ums Prinzip. Und ein Prinzip ist dazu da, befolgt zu werden. Das wirst du doch sicher verstehen.«

»Ja, schon, aber...«

»Gut. Also dann...« Don Pepe winkte Panding mit seiner Reitgerte. »He, du. Komm her. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

Fat-Boy starrte ratlos auf seine Finger. »Bitte, Sir, einen Moment noch. Wenn Sie mir jetzt die Hand abhacken lassen, verblute ich. Ich flehe Sie an, warten Sie damit bis heute abend. Dann können wir ein Eisen heiß machen und die Wunde ordentlich ausbrennen.«

»Ich wußte gar nicht, daß du Arzt bist.«

»Sir, bitte!« Fat-Boys Stimme überschlug sich. »Ich würde es nicht überleben, wenn mir hier die Hand abgehackt wird.«

Don Pepe zupfte nachdenklich an den losen Hautfalten unter seinem Kinn.

»Na schön«, sagte er schließlich. »Da ich heute abend anderweitige Verpflichtungen habe, werde ich leider nicht dabeisein können. Aber morgen werde ich nach dir sehen. Ach, und falls du auf die Idee kommst, einen Fluchtversuch zu unternehmen, werfe ich deine Familie euren Hunden zum Fraß vor.«

»...Ja, Sir.«

Der *mestizo* nickte. Dann riß er sein Pferd herum, gab

ihm die Sporen und verschwand in einer Staubwolke.

Tags darauf sah Don Pepe wie versprochen nach Fat-Boy, der in seiner Hütte lag und sich von seiner Frau und Panding pflegen ließ. Der *mestizo* warf einen kurzen Blick auf die blutbefleckte, fiebrige Gestalt und schüttelte den Kopf. »Hände«, sagte er. »Ich sagte Hände. Nicht Hand.«

Die zweite Amputation überlebte Fat-Boy nicht. Panding machte sich schwere Vorwürfe. Drei Tage später hieb er mit seiner Machete in blinder Wut nach Menschen statt nach Zuckerrohr und wurde auf dem Feld gefaßt.

Aber nicht getötet.

Irgendwo in den dunklen Winkeln von Jojos Erinnerung an seine Kindheit lauerte ein alter Mann, der ihn auf Botengänge schickte. Eier oder Wasser mußte er besorgen und zu dem einsamen Haus am Rande des Barangay bringen. In der Tür eine Gestalt, fast immer im Schatten, vom Alter gebeugt, aus der Ferne wild und furchteinflößend. Aus der Nähe sanft und beruhigend. Wenn der Alte einem durch die Haare fuhr, waren seine Finger kühl wie eine leichte Brise, und seine Haut war weich und trocken und roch wie die geborstenen Schalen unter Kokospalmen. Als Jojo fünf oder sechs war, verschwand er, ein für allemal.

»Und... warum hat Don Pepe nicht auch Panding umgebracht?«

»Mein Gott, Junge! Du kannst vielleicht Fragen stellen. So war es nun mal.«

Don Pepe war älter als alle Kirchen, die Jojo kannte. Und seine Wege waren unerforschlich.

Du liegst gut in der Zeit, verkündete die Digitaluhr am Armaturen Brett. Sie hatten allerlei Abkürzungen genommen, waren im Slalom um knietiefe Schlaglöcher gekurvt und würden früher als geplant im Hotel Patay eintreffen. Nachdem Don Pepe in Sachen Pünktlichkeit so ein Theater gemacht hatte, wußte Jojo nicht, was tun. Woran sollte er sich halten, jetzt, wo Don Pepe das Treffen verschoben hatte? Welcher Termin hatte Vorrang?

Der alte oder der neue? Wahrscheinlich der alte, dachte Jojo, verzichtete auf Umwege und wählte die kürzeste Strecke.

Als er von der Sayang Avenue links in den Sugat Drive einbiegen wollte, lief ihm ein Tier ins Auto. Erst wurde es von den Scheinwerfern erfaßt, dann vom linken Vorderrad. Die Wucht des Aufpralls ließ den Wagen erzittern. Alle zogen den Kopf ein — bis auf Teroy, der nie den Kopf einzog.

»...Was war das?«

»Ich glaube, ein Hund.«

»Ein Kind?«

»Eh! Eh! Wir haben ein Kind überfahren?«

»Nein, Sir, einen Hund.«

»Kein Kind?«

»Einen Hund, Sir.« Jojo lenkte den Mercedes an den Straßenrand. »Ich will mal sehen, ob der Wagen was abgekriegt hat.«

»Hmm«, brummte Don Pepe und überlegte, ob er sich darüber aufregen sollte. »Ja, mach nur. Sieh nach.«

Der Asphalt war noch weich von der Sonne und haftete an Jojos Sohlen. Er ging um die Wagenschnauze herum und tastete die Stoßstange nach Dellen, Kerben, Haaren ab. Am Heck, in einer Pfütze aus rotem Licht, lag zappelnd und zuckend das verletzte Tier. Es war kein Hund, sondern eine Katze. Allem Anschein nach war ihr Rückgrat gebrochen. Jojo wollte den Blick abwenden, brachte es jedoch nicht fertig. Seine Töchter hatten eine Katze mit ganz ähnlicher Fellzeichnung. Sie schlief am Fußende des Bettes seiner Jüngsten. Die Küche war seit Jahren mäusefrei.

»Ach, du Scheiße«, fluchte Jojo. »Ich kann sie doch hier nicht so liegenlassen.« Er ging zur Beifahrerseite und machte Teroy ein Zeichen, das Fenster herunterzukurbeln.

»Es ist kein Hund, sondern eine Katze. Sie lebt noch.«

»Wird sie wieder?«

»Nein.«

Teroy rieb sich die Wange. »Und wenn wir einfach noch mal drüberfahren?«

»Wir müssen was unternehmen, aber...«

»Was ist los?« schnauzte Don Pepe auf dem Rücksitz.

»Es ist kein Hund, sondern eine Katze, Sir«, sagte Teroy. »Sie lebt noch, und wir wissen nicht, was wir jetzt machen sollen.«

»Ist sie verletzt?«

»Ja, Sir.«

»Eeh... Hat der Wagen was abgekriggt?«

»Nein, Sir.«

»Gut.«

Alle schwiegen, und aus den Augenwinkeln sah Jojo, daß die Verrenkungen der Silhouette am Boden immer

groteskere Züge annahmen. Das Schweigen hielt an. Don Pepe schien darauf zu warten, daß Jojo wieder in den Wagen stieg.

»Sir«, sagte er. »Ich finde, wir sollten sie töten.«

»Töten?«

»Sie von ihren Qualen erlösen.«

»Aha. Ach so, ja, ich verstehe. Ihr den Gnadenschuß verpassen, unbedingt. Nur zu.«

»Ist gut, Sir.«

»Wir kommen ohnehin zu früh zu unserem Termin, es gibt also keinen Grund, eeh... keinen Grund zur Eile.«

Jojo und Teroy sahen sich an.

»Keinen Grund zur Eile?« wiederholte Jojo mißtrauisch.

»Ja. Wir sind früh dran, es gibt keinen Grund zur Eile.«

»Entschuldigen Sie, Sir. Wollen Sie damit sagen... ich soll die Katze langsam töten?«

Über Teroy's Schulter erschien ein runzliges Gesicht.

»Wie bitte?«

»Entschuldigen Sie, Sir. Ich dachte, Sie meinten...«

»Weißt du was, Jojo? Falls ich heute abend Zeit habe, werde ich für deine Seele beten.«

»Also schnell, Sir?«

»Ja, schnell, Sir! Und zwar blitzschnell, Sir, wenn ich bitten darf! Herr im Himmel, womit hab ich das... « Der Satz verklang, als das Gesicht verschwand. »Nun mach schon.« Leichter gesagt als getan. Jojo hatte seine Waffe noch nie benutzt. Genaugenommen hatte er überhaupt noch nie eine Waffe benutzt. Mit zwölf war er beschnitten worden, und mit sechzehn hatte er - wie jeder zweite Junge aus dem Viertel — seine Unschuld an eine der drei Barrio-

Huren verloren. Wenn der erste Schuß doch nur ebenso unkompliziert gewesen wäre wie das erste Mal. Fünfzig Pesos bar auf die Kralle, und eine spitzzüngige, aber im Grunde nette junge Frau brachte einem bei, wie man ein Magazin einlegte und den Abzug drückte, und lachte nicht, wenn man sich ungeschickt anstellte.

Und jetzt war es zu spät, um sich im Kollegenkreis über seine mangelnde Erfahrung mit Schußwaffen lustig zu machen oder auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Obwohl er das dunkle Gefühl hatte, daß Teroy ihn durchschaute. Teroy hatte ihm die Automatik gegeben, die jetzt in dem Holster unter seiner Achselhöhle steckte, und als Jojo sie entgegennehmen wollte, wäre die Pistole fast zu Boden gefallen, weil er ihr Gewicht gehörig unterschätzt hatte. Absurd, das Gewicht eines Metallklumpens zu unterschätzen, aber nun auch nicht mehr zu ändern.

Vier Jahre. Vier Jahre war es her, daß er es vom Sohn eines Angestellten zum Angestellten gebracht hatte. Vier Jahre voller Angst, daß die Wahrheit eines Tages ans Licht kommen könnte. Und das womöglich ausgerechnet dann, wenn er nicht nur sein eigenes, sondern das Leben eines anderen verteidigen mußte. Er hatte nächtelang kein Auge zugetan und sich immer wieder ausgemalt, wie er den Abzug drückte und nur ein leeres Klicken aus der leeren Kammer drang. Wie Teroy neben ihm zusammenbrach, während er noch mit dem Sicherungshebel kämpfte.

In einer dieser schlaflosen Nächte hatte ihn seine Frau dabei ertappt, wie er von Patronen umringt in ihrer mäusefreien Küche saß. Er hatte das Magazin geleert, um zu üben, wie man die Waffe lud, und die Kugeln dann

nicht wieder hineinbekommen. Seine Finger hatten gezittert, aus lauter Angst, daß die Patronen explodieren könnten, wenn sie zu stark erschüttert wurden. Also hatten die beiden zusammen am Küchentisch gesessen, sich mit der steifen Feder des Magazins herumgeplagt und die Pistole immer wieder geladen, bis sie alles richtig machten.

Tja, überlegte Jojo, gleich würde sich herausstellen, ob sie alles richtig gemacht hatten. Er griff nach dem Holster unter seinem Jackett, riß den Klettverschluß auf und zog die Pistole heraus. Dank der Klimaanlage des Mercedes war sie kalt wie eine eisgekühlte Dose Cola.

Schritt für Schritt: entsichern, den Rückstoß berechnen, beidhändig zielen, den Abzug drücken und nicht ziehen.

Gott, war das laut. Jojo hatte zwar noch nie selbst eine Pistole abgefeuert, war aber schon oft dabei gewesen. Normalerweise klang es wie ein Ploppen. Nicht lauter als ein Feuerwerkskörper, nur sauberer, kompakter. Aber das - das war unglaublich. Ohrensausen, tausend Sterne, Schock, Entsetzen...

Die Katze lebte noch.

Hatte er etwa danebengeschossen? Da er ein oder zwei Sekunden vor dem Schuß die Augen geschlossen hatte, war das durchaus möglich. Schritt für Schritt! Wie hatte er das nur vergessen können - Augen auf. Du Idiot! Und ein zweites Mal konnte er es unmöglich versuchen. Die anderen hätten sich gefragt, weshalb er nicht in der Lage war, mit einer Pistole, mit der man mühelos Beton durchlöchern konnte, eine halbtote Katze zu erschießen.

Aber vielleicht hatte er sie ja doch nicht verfehlt. Vielleicht war sie tödlich getroffen, und er brauchte bloß noch ein paar Sekunden zu warten. Das Dumme war nur,

daß er im Schein der grellroten Rücklichter und wegen des verfilzten Fells der Katze nicht erkennen konnte, ob er sie getroffen hatte oder nicht. Jojo ging in die Hocke, um besser sehen zu können.

Mit einem konvulsivischen Zucken sprang ihm die Katze auf die Brust und klammerte sich mit Zähnen und Klauen daran fest. »Oh«, machte Jojo und verlor das Gleichgewicht. Er fiel hintenüber und landete unsanft auf der Straße. Die Katze ließ nicht locker. Jojo hob instinktiv die Arme und wiegte das sich windende Tier. Nach kaum einer Minute war es tot.

Bubot und Don Pepe fachsimpelten, als Jojo in den Wagen stieg, und sahen nicht, daß sein Hemd blutig und zerrissen war. Teroy hingegen hatte es sofort bemerkt, als guter *kumpadre* jedoch kein Wort darüber verloren. »Pore, ich habe noch ein Hemd in meiner Tasche«, flüsterte er, als Jojo den Motor angelassen hatte. »Im Kofferraum. Du kannst dich umziehen, bevor wir reingehen.«

»Danke, *pare*«, flüsterte Jojo zurück.

Teroy grinste. Dann sagte er in normaler Lautstärke: »Gib mir deine Knarre. Beim Fahren kannst du sie nicht laden.«

Dankbar, verlegen reichte Jojo ihm die Waffe.

»Nicht zu fassen«, murmelte Don Pepe. Er sah aus dem Fenster und schüttelte den Kopf über die verwahrlosten Straßen, die zum Hotel Patay führten. »Einfach nicht zu fassen. Teroy, was hast du dir dabei bloß gedacht?«

»Mr. Alain, Sir. Er hat auch hier gewohnt, und da dachte ich...«

»Wer?«

»Der Vorgänger von Mr. Sean, Sir«, mischte Bubot sich ein. »Er war der Erste Offizier der Karaboujan, bis...«

»Ach, Mr. Alan. An, Teroy, nicht ain... Der arme Mr. Alan. Der Tod seines Kapitäns hat ihn bestimmt tief getroffen. Wo war das noch gleich? Vor Mindanao?«

»Palawan, Sir.«

»Ts, ts. Thais, nehme ich an.«

Bubot räusperte sich. »Nein, Sir. Keine Thais.«

»Kambodschaner?«

»...Nein.«

»Doch nicht etwa wir?«

»Mit Verlaub, Sir, aber ich glaube schon.«

»Wir? Aber ich habe doch jahrelang Geschäfte mit ihm gemacht. Die Karaboujan hatte doch bestimmt freies Geleit. Warum, in drei Teufels Namen, erfahre ich das erst jetzt?«

»Sir, die Karaboujan wurde auf Ihren ausdrücklichen Befehl geentert.«

»Wirklich?«

»Ja, Sir.«

»Eeeh.«

»Vielleicht erinnern Sie sich, Sir, daß der Kapitän der Karaboujan uns fast neun Monate die Zahlungen verweigert hat. Wir, oder besser, Sie, hatten den Eindruck, daß er allmählich etwas überheblich wurde.«

»Aha... Ach ja, es ist ein grausames Geschäft, keine Frage. Aber das liegt in der Natur der Sache.«

»Um nicht zu sagen in the nature of the beast, Sir«, setzte Bubot eilfertig hinzu, in stockendem Englisch, das Jojo vor Schmerz zusammenzucken ließ.

Falls der *mestizo* das sipsip bemerkt hatte, ließ er sich davon zumindest nicht beirren. »Ja«, sagte er nachdenklich. »Fürwahr.« Dann lutschte er ausgiebig an seinem Zahnstocher. »... Ah, rein interessehalber, was hatte die Karaboujan eigentlich geladen?«

»Zucker, Sir«, antwortete Bubot.

»Zucker? Nicht zu glauben. Und? Haben wir einen guten Preis erzielt?«

»Einen sehr guten sogar, Sir.«

Don Pepe lächelte. »Ja, wie könnte es auch anders sein? Mit weniger würde sich ein Pepe niemals zufriedengeben. Wer hat ihn uns abgenommen? Seb?«

»Dante.«

»Dante. Sieh mal einer an. Getreu dem Motto: Hege und pflege deine Kontakte, und vergiß nie, woher du kommst.«

»Ein hervorragendes Motto, Sir.«

»Irgendwie fehlt mir der Zuckerhandel.«

»Die Pepes waren die besten Händler weit und breit, Sir.«

Diesmal entging Don Pepe das sipsip nicht. »Por favor, Bubot«, sagte er träge. »Halt's Maul.«

»Halt's Maul«, wiederholte Bubot und schluckte die Beleidigung mit schwer erarbeitetem Gleichmut. »Sehr wohl, Sir.«

Jojo lehnte zitternd an der Motorhaube und hielt die Arme vor der Brust verschränkt, damit man das Katzenblut nicht sah. Er war schon einmal im Hotel gewesen, am frühen Morgen, als er dem Gorilla an der Rezeption Don Pepes Nachricht übergeben hatte. Bei Tageslicht war der Kasten die reinste Betonleiche, doch jetzt sah er ganz anders aus. Die einsame Lampe im zweiten Stock hatte das Patay zu neuem Leben erweckt. Es wirkte halb lebendig, untot, wie ein Zombie.

Kaum war ihm dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, hörte Jojo, wie Don Pepe sagte: »Ihr kommt alle mit.«

»Sir, meinen Sie nicht, ich sollte lieber auf den Wagen aufpassen? In dieser Gegend...«

»Nein. Zweck dieses Treffens ist es, unsere Geschäftsbeziehungen mit Mr. Sean auf eine solide Grundlage zu stellen. Und die Geschichte vom toten Kapitän der Karaboujan hat mich in meinem Vorsatz noch bestärkt. Ich möchte einen bleibenden Eindruck bei Mr. Sean hinterlassen. Dem neuen Kapitän der Küraboujan zuliebe.«

Dann, zu Jojos großem Erstaunen, lachte Don Pepe. Falls man das Lachen nennen konnte. »Ich gehe davon aus, daß uns das Blut an deinem Hemd einen nicht zu unterschätzenden Vorteil verschaffen wird.«

Jojo ließ die Arme sinken.

»Aaah, heh, das wird dem Engländer zu denken geben.«

»Ja, Sir.«

Don Pepe marschierte heiser kichernd auf den Hoteleingang zu.

Jojo zögerte einen Moment. Als der *mestizo* ihm den Rücken zugewandt hatte, war ihm, als hätte er in dem erleuchteten Hotelfenster etwas gesehen. Zwei Hände, huschende Schatten, die an den Gitterstäben zu rütteln schienen. Und dann waren sie verschwunden, so schnell, daß ihm Zweifel kamen, ob er sich das Ganze vielleicht doch nur eingebildet hatte.

»Jojo!« zischte Teroy. Er stand im Eingang des Patay und hielt die milchverglaste Tür auf. Bubot und Don Pepe waren schon im Haus. »Los! Gehen wir!«

Zugluft

1

Der Badezimmerspiegel war verschwunden, und an seiner Stelle hing ein verbogenes Stück Pappe. Hunderte von kleinen Seans starrten vom Fußboden zu ihm herauf und sammelten sich im Waschbeckenabfluß. »Herrgott«, sagte Sean und atmete tief durch. Er inspizierte seine Knöchel und tastete über seine Stirn. Kein Blut - er hatte Glück.

Von wegen Scherben bringen Glück. Höchstens sieben Jahre Pech. Mit ein bißchen Glück.

Das konnte nicht sein. Er tastete noch einmal über seine Stirn, diesmal jedoch nicht auf der Suche nach einer Wunde, sondern um sich die Schläfen zu massieren. Die Scherben knirschten unter seinen Sohlen, als er einen Schritt zurücktrat. »Denk nach«, flüsterte er und sprach sich Mut zu.

Mut? Er hatte nicht nur sein Gesicht, sondern auch sein letztes Quentchen Mut verloren.

Da blieb nur seine Waffe. Und das Ersatzmagazin, das er beiseite gelegt hatte. Und die Patronen aus seiner Tasche.

Einer der Männer hatte Blut am Hemd. Und zwar der Mann, der jetzt den Arm ausstreckte und klopfte. Durch das Fischeuge des Türspions wirkte seine Hand ungefähr fünfmal größer als sein Kopf. Joe, registrierte Sean starr vor Entsetzen. Ausgerechnet Joe, der Fahrer.

Sean hatte den *mestizo* über Alan kennengelernt, in einem Fischrestaurant am Hafen, zwischen der amerikanischen Botschaft und dem Manila Hotel.

Der Tag hatte nicht gut angefangen. Alan war schlechter Laune, weil er im Auftrag des Kapitäns versuchen sollte, gratis sicheres Geleit herauszuschinden. Vier Wochen zuvor hatte die Karaboujan hohen Verlust gemacht. Eine ganze Ladung malaysischer Latex war in den überhitzten Frachträumen verdorben, und wegen einer Schlamperei der Versicherung hatte die Kamboujan selbst für den Schaden aufkommen müssen.

Auch Sean war nicht gerade in Hochstimmung. Er hatte schon viel von Don Pepe gehört. Von dem Halbblut, das den gesamten Schiffsverkehr in philippinischen Gewässern kontrollierte. Von seinen Nachtgebeten, seinem biblischen Alter, seinem Zahnstocher und seiner Macht. Doch Alan mußte seine miese Laune an jemandem auslassen, und da kam Sean ihm gerade recht.

»Siehst du den alten Mann?« fragte Alan, als sie an den Docks entlanggingen.

»Wo?«

»Da drüben.«

Sean drehte sich um und sah ein paar alte Kisten, aber keinen alten Mann.

»Schon zu spät.«

»Oh... Wer war denn das?«

»Verrückter Typ, hat mal als Kranführer gearbeitet, treibt sich in der Bay rum, seit ich denken kann. Weißt du, was er gemacht hat?«

»Nein«, sagte Sean und blickte sich noch einmal um. Er kniff die Augen zusammen und glaubte, im Schatten zwischen den Wellblechcontainern eine Gestalt ausmachen zu können, doch es war schon früher Abend, und die Sonne stand so tief, daß er sich ebensogut getäuscht haben konnte.

»Er hat dem Hafenmeister mit der Machete beide Hände abgehackt.«

»...Echt?«

»Der Typ ist dabei draufgegangen.«

»Meine Güte«, sagte Sean. »Und warum?«

Alan erzählte ihm die Geschichte. Ein ruhiger Tag am Wasser, ein verrückter Docker, ein überheblicher Hafenmeister, ein tyrannischer *mestizo* und ein klebriger Handabdruck auf einem neuen Anzug.

Als sie schließlich im Restaurant saßen und auf Don Pepe warteten, wischte Sean sich abwechselnd die Hände an der Hose ab und tastete in seiner Brusttasche nach seinem Talisman.

»Hör endlich auf, dir dauernd die Pfoten abzuwischen«, hatte Alan gesagt, aber das war Sean egal. Falls Don Pepe einen Händedruck erwartete, sollte er die trockenste, sauberste Hand in ganz Manila schütteln.

Doch Don Pepe hatte keinen Händedruck erwartet. Als

er und seine Entourage schließlich eintrafen, würdigte der *mestizo* Sean keines Blickes. Statt dessen rauschte er zwischen den Kellnern hindurch, die wie aus dem Nichts aufgetaucht waren, und zeigte auf zwei Tische. Während er das Lokal durchquerte, wurden sie rasch inspiziert, gesäubert und gedeckt.

Alan, Don Pepe, Bubot und Teroy saßen zusammen an einem Tisch. Joe und Sean, nicht ganz so bedeutend, saßen extra. Ihre Aufgabe war es, sich im Hintergrund zu halten, während ihre jeweiligen Brötchengeber verhandelten. Die beiden Männer redeten nicht viel. Die Situation war ihnen peinlich, weil sie sich nicht kannten und beide kleine Fische waren. Und sie belauschten das Gespräch am Nebentisch. Alan versuchte, sich durchzusetzen, doch Don Pepe gab keinen Fingerbreit nach.

»Sehr schwierig, sehr bedauerlich. Aber ist nicht mein Problem.«

»Wir verlangen doch nur eine Gratisfahrt. Eine Fahrt, und wir sind wieder in den schwarzen Zahlen. Danach können die Geschäfte weitergehen wie bisher.«

»Eeh, Geschäft. Sie mir nehmen Wort aus, ano, Mund. Geht nicht gegen Sie persönlich, Alan. Ist Geschäft, lang.«

»Na, schön. Reden wir übers Geschäft. Die Karaboujan kommt circa sechs- oder siebenmal pro Jahr hier durch. Wenn Sie auf die Zahlung diesmal nicht verzichten, stehen wir vor dem sicheren Bankrott. Das heißt, Ihnen entgehen...«

»Wissen Sie, wie viele Schiffe komm durch philippinische Gewässer? Was macht da schon eine Schiff mehr oder weniger?«

»Sie sagen es. Und warum wollen Sie uns dann nicht

fahren lassen?«

»Heh, wenn Sie wollen wagen allein auf offene Meer...«

»Don Pepe, wir arbeiten doch seit Jahren zusammen.«

»Genau, seit Jahren. Also Sie müssen eigentlich wissen, wie ich arbeite.«

Alan machte den Mund auf, um etwas zu entgegnen, ließ es dann aber doch bleiben. Er hatte nicht damit gerechnet, daß sich der *mestizo* überreden ließ.

»Was soll ich sagen, Alan? So ist Leben. Mahirap buhay.«

»Ja«, sagte Alan müde. »Talaga.«

Der *mestizo* zog die Mundwinkel hoch. »Talaga! Ihr Bilipino macht große Bohrschritte.«

»Wie bitte?«

»Werden, ano, immer besser. Jedesmal wir treffen, ist noch besser.«

»Oh.«

»Und, eh, wie ist mit Ihre Breund hier? Er sprechen Tagalog?«

»Sean?«

»Ja«, sagte Don Pepe und wandte den Kopf, worauf auch Teroy und Bubot die Köpfe wandten, als hingen sie an ein und demselben Faden. »Mister Sean. Sie sprechen Tagalog?«

Sean erstarrte. Während der Auseinandersetzung hatte er sich etwas entspannt, und das jähe Interesse kam gänzlich überraschend.

»Eeh, Sie überhaupt sprechen Englisch?«

»Ja, ich spreche Englisch«, gab Sean eilig zurück.

»Aber kein Filipino.«

»Kein Bilipino.«

»*Hindi pa, po.*«

Don Pepe bekam leuchtende Augen. »*Hindi pa?* Wie Sie können sagen hindi pa? Ich brage, Sie sprechen Tagalog, und Sie sagen nein... in Tagalog! Also Sie doch sprechen, di bal«

»Conte lang, po.«

»Aah! Nur ein wenig, ha? Trotzdem gut, daß Sie versuchen.«

»...*Salamat, po.*«

»Hmmm. Sehr gut, daß Sie versuchen«, wiederholte der *mestizo* nachdenklich schmatzend und wandte sich dann wieder an Alan. »Okay, ich habe anders überlegt. Wenn Mr. Sean soll weiter lernen Bilipino, *Karaboujan* kann nicht gehen Fankrott. Aber, ano, nur diese eine Mal.«

Alan verzog argwöhnisch das Gesicht. »Sie geben uns also freies Geleit?«

»Ja.«

»Umsonst?«

»Ja.«

»Sicheres Geleit?«

»Selbstverständlich.«

»Ich glaub, ich spinne«, sagte Alan kopfschüttelnd, und seine Miene hellte sich auf. »Eine Runde San Miguel.«

Alle bis auf Teroy - er wies die Flasche, die Alan ihm über den Tisch schob, höflich, aber bestimmt zurück - bekamen ein Bier, und das Eis war gebrochen. Nicht lange, und am Nebentisch war eine lebhaft Plauderei im Gange, eine ebenso groteske wie freundliche Diskussion über die Föderalisierung Europas. Sean traute seinen Ohren nicht.

Damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet.

Jetzt, da sich die Stimmung am Nebentisch entspannt

hatte, gab es für Sean und Jojo keinen Grund, länger stumm dazusitzen. Also brach auch Sean das Eis und stellte sich Jojo vor.

Und da man - zumal in Gegenwart von Piraten, die im Südchinesischen Meer operierten — gar nicht vorsichtig genug sein konnte, setzte Sean auf Förmlichkeit. »Ich habe noch gar nicht gefragt, wie Sie heißen«, sagte er. »Ich heiße übrigens Sean.«

Joe nickte. »Mister Sean, mein Name ist Joe.«

»Joe.«

»Ja.«

»Na dann. Hallo, Joe.«

»Ja, hallo.«

Sie lächelten sich an. Dann sagte Joe: »*Mang* Don Pepe hat sich sehr darüber gefreut, daß Sie sprechen unsere Sprache. Bilipino.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Aber war nicht nur, weil Sie sprechen Bilipino. Sondern bor allem, weil Sie schon wissen, wie man sagt po. Ist gut bür mang Don Pepe. Aber ist auch gut bür mich.« Jojo legte sich die Hand auf die Brust. »Sogar bür mich als Bilipino ist gut zu sagen po.«

»Danke. Ah, das habe ich von Alan. Alan hat mir das beigebracht.«

»Ja, aber...« Joe senkte die Stimme. »Alan sagt nie po. Nehmen Sie mir nicht übel, aber ich binde, Alan könnte ein wenig höflicher sein.«

»Keine Angst«, sagte Sean bereitwillig. »Ich nehme Ihnen das nicht übel.«

»Danke.«

»Keine Ursache.«

»Ja.«

»Ah... möchten Sie noch ein Bier?«

»Nein, danke. Eine ist genug. Ich muß noch bahren.

Ich bin Bahrer von *mang* Don Pepe.«

»Dann nehmen Sie doch was anderes.«

»Alkoholbrei?«

»Meinetwegen auch alkoholbrei. Wie wär's mit einer Cola?«

»Okay.«

»Okay.« Sean strahlte. »Kommt sofort. Auf meine Rechnung.«

»Ach, Joe, warum mußt ausgerechnet du der Killer sein?«

An der Stelle, wo Sean die Stirn gegen das Türblatt preßte, hatte sich ein öliger Schweißfleck gebildet, so daß er immer wieder abrutschte. Es bereitete ihm einige Mühe, durch das winzige Rund des Spions zu schauen. Auch am Haaransatz sammelte sich Schweiß, lief an den Ohren hinab und kitzelte am Hals. Der Juckreiz war kein Problem; ein geräuschloses Kratzen hätte den Filipinos keineswegs verraten, daß er ganz in der Nähe war und ein wachsames Auge auf sie hatte. Doch er entschied sich dagegen und nahm das Prickeln als unwiderlegbaren Beweis dafür, daß er noch etwas spürte.

Komisch, sogar in einer Situation wie dieser noch ein Hautkribbeln empfinden zu können. Der Geist ist hellwach und konzentriert, und der Körper läßt einen im Stich. Als würde man vor etwas weglaufen, und plötzlich stellt man fest, daß einem trotz allem die Beine wehtun und die Puste ausgeht. Daß einem auch in der Not nicht die ersehnte Wunderlunge wächst.

Sean klammerte die Finger seiner rechten Hand noch fester um den Griff der Automatik. Die zarten Liebkosungen an seinem Hals fingen langsam, aber sicher an zu brennen, und bald darauf begann es überall zu jucken. Auf dem Rücken, an den Oberschenkeln, am Kopf, an den Unterarmen, am Bauch. Die reinste Kettenreaktion.

So war das also, wenn man sich nicht kratzte, überlegte Sean. Man brauchte den Juckreiz nur ein einziges Mal

gewähren zu lassen, und schon hatte man es mit einer regelrechten Lawine zu tun. Wer weiß? Womöglich war man, ohne es zu wissen, sein Leben lang damit beschäftigt, sich mit einem leichten Scharren der Fingernägel eine Lawine nach der anderen vom Leib zu halten?

Die Lawine ließ keinen Zweifel daran, daß er weit mehr spürte, als ihm lieb war, doch jetzt war es zu spät, etwas dagegen zu unternehmen. Denn wenn er erst einmal angefangen hatte, sich zu kratzen, würde er nicht mehr damit aufhören können, und er konnte es sich nicht leisten, sich derart ablenken zu lassen und auch noch den letzten Rest seiner Konzentration einzubüßen.

»Konzentration?« flüsterte Sean undeutlich. Das Kribbeln hatte auf seine Zunge übergegriffen. Und selbst sein Sehvermögen und sein Gehör blieben nicht davon verschont. Von der Hautoberfläche arbeitete es sich nun ins Innere seines Körpers vor, erfüllte ihn mit einem beständig anwachsenden Prickeln, übermächtig und gefräßig.

»Lange halte ich das...«

Er formte die Worte mit den Lippen, sprach sie aber nicht aus. Und wenn doch, blieben sie unhörbar.

»... nicht mehr aus.«

Don Pepe, hinter dem Fischauge auf dem Flur, sah das offenbar genauso. Er spuckte einen Splitter seines Zahnstochers auf den Boden und zeigte auf die geschlossene Tür. Joe streckte die Hand aus und klopfte ein zweites Mal.

Ein zweites Mal. Beim dritten Mal würde er seinen Stiefelabsatz zur Hilfe nehmen.

Höchste Zeit zu handeln.

Damit hatte das Jucken Sean entweder mit Haut und

Haar verschlungen, oder es war weg.

Der Luftzug aus der offenen Tür ließ eine andere Tür auf dem Korridor zuschlagen. Die Filipinos wandten ruckartig den Kopf, um zu sehen, was den Krach verursacht hatte. Sean, mit der Waffe im Anschlag, bemerkten sie nicht. Einsam und allein stand er in der Tür.

Der erste Mündungsblitz fotografierte den *mestizo* mit halb' geschlossenen Augen, sein Blinzeln halb so schnell wie die Pistolenkugel. Der zweite Mündungsblitz zeigte ihn nach hinten fallend, den Blick noch immer auf die andere Tür gerichtet, während der Zahnstocher nur wenige Zentimeter von seinen Lippen entfernt schwerelos im leeren Raum zu schweben schien. Teroy drehte sich wieder um.

Sean richtete die Waffe auf die nächste Gestalt. Der dritte Mündungsblitz: Der *mestizo* brach zusammen, und Bubots Haarschopf hing wie ein Fragezeichen in der Luft. Kaum zu glauben, aber Teroy hatte seine Pistole in der Hand. Joe hatte sich nicht vom Fleck gerührt.

Sean machte einen Schritt rückwärts in sein Zimmer und drückte noch zweimal ab, ohne zu zielen. Dann wirbelte er herum und stieß die Tür mit der Schulter zu. Schließlich vollführte er einen Hechtsprung und landete unsanft auf dem Bauch.

Das Feuer wurde nicht erwidert, und Sean hörte weder Stöhnen noch Schmerzensschreie. Als er kurz darauf den Kopf hob, sah er nur, daß blauer Dampf im Zimmer hing, und schmeckte den Geruch von Pulver. War es möglich, daß er alle vier Filipinos getroffen hatte? Er konnte sich an die vergangenen zehn Sekunden nicht gut genug erinnern,

um das mit Sicherheit zu sagen.

Obwohl das Schiff mit einer halben Ladung Levi's Jeans und Trockennudeln hoch im Wasser lag, spritzte die salzige Gischt bis zur Reling hinauf. Unter Seans Füßen vibrierte die Maschine dumpf durch die Metalldecks.

»Habe ich einen getroffen?«

Alan zuckte die Achseln.

»Woran merke ich, ob ich einen getroffen habe?«

»Das braucht dich erst mal nicht zu interessieren. Du sollst bloß ein Gefühl für die Waffe bekommen. Also los, probier's noch mal.«

Sean legte vorsichtig den Finger an den Abzug und versuchte abzudrücken, aber es tat sich nichts.

»Der Hahn«, sagte Alan ungeduldig. »Der Hahn ist nicht gespannt. Denk dran, solange der Hahn nicht gespannt ist, gibt eine Automatik keinen Mucks von sich. Vor dem ersten Schuß mußt du den Schlitten nach hinten ziehen, dann ist er gespannt. So. Den Rest besorgt der Rückschlag.«

»Ist gut.«

Sean versuchte es erneut. Diesmal ruckte und zuckte die Pistole, explodierte und warf Patronenhülsen aus. Als es vorbei war, zählte Sean - vier oder fünf. Von den vier oder fünf weißbrandigen Rückenflossen, die sich im Kielwasser des Schiffes getummelt hatten, waren noch vier oder fünf übrig.

»...Ich schieße dauernd daneben.«

»Ich habe dir doch gesagt, das spielt keine Rolle. Du sollst bloß ein Gefühl für sie bekommen.«

»Ich glaube, langsam habe ich den Bogen raus.«

»Nh-nh. Mitnichten. Du zuckst noch immer bei jedem Schuß zusammen.«

»Oh.« Enttäuscht betrachtete Sean die Pistole in seiner Hand. Sie fühlte sich gut an, wie ein pralles Portemonnaie. Vielleicht fand er den Anblick deswegen so seltsam.

»Nachladen«, sagte Alan und zog die Stirn in Falten, als Sean zögerte.

»Ist was?«

»...Nein.«

»Bist du sicher? Sonst hören wir auf. Die anderen können das Geld mindestens genauso gut gebrauchen wie du.«

»Ich habe mich nur gerade gefragt, ob ich das Ding je werde benutzen müssen.«

»Eines Tages bin ich der Kapitän von diesem Kahn, und dann mußt du alleine mit Don Pepe verhandeln. Ich an deiner Stelle würde das nur ungern tun, ohne mit einer Waffe umgehen zu können, und deshalb ist es nur recht und billig, wenn ich dir das Schießen beibringe. Ich habe dabei jedenfalls kein schlechtes Gewissen.« Alan schob sich die Schirmmütze in den Nacken und zeigte mit einem kurzen, dicken Finger auf die Haie. »Jetzt pump die Mistviecher voll Blei. Und nicht zusammenzucken.«

»Nicht zusammenzucken. Ist gut.«

»Dann laß mal sehen.«

Da Sean bei den Haien keinen Treffer landen konnte, verlor er schnell die Lust an ihnen und verlegte sich auf Möwen. Denn wie sie so am Himmel schwebten, sich mit dem Aufwind in die Höhe schraubten oder auf die Karaboujan herabstießen, boten sie ein leichtes Ziel.

Wollte man den Mastkorb sauber halten, konnte man gar nicht genug von ihnen herunterholen. Trotzdem schienen sie nicht weniger zu werden, egal, wie viele schon aufs Oberdeck geplumpst oder ins Meer getrudelt waren.

Als das Feuer schließlich erwidert wurde, war Sean längst über den Teppich gerobbt und hinter dem Teakholzbett in Deckung gegangen. Eine einzelne Kugel machte den Anfang, durchschlug die Tür und bohrte sich ins Mauerwerk zwischen den Fenstern. Dann erwachten alle Gegenstände im Zimmer auf einen Schlag zum Leben. Das mit Brandnarben übersäte Telefon hüpfte vom Nachttisch, Kissen spuckten zitternd Federn, Schranktüren flogen auf, Glas sprang in Stücke, und faustgroße Gipsbrocken verpufften zu Staub.

Doch Sean, der die Beine angezogen und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hatte, blieb unversehrt. Keine der Kugeln war für ihn bestimmt. Mehr noch, er hatte einen Plan. Sobald die Schießerei beendet war oder er das leise Klicken einer leeren Kammer hörte, wollte er aufspringen, quer durchs Zimmer hechten und durch das Loch, das er rings um die Stahlplatte gerissen hatte, verschwinden.

Sekunden später klickte es. Kein Alptraum diesmal, keine Zeitlupenbewegung. Jetzt hieß es Augen zu und durch, mit der geballten Wucht eines vollbeladenen Güterzuges. Nichts und niemand konnte ihn aufhalten; wer sich einem Güterzug in den Weg stellte, mußte verrückt sein.

Das einzige, was ihm in die Quere kam, war bröckelnder Gips, sich lösende Tapete und eine morsche Lattenkonstruktion. Ihrer Vernichtung gewiß, gab sie bereitwillig nach.

Als die Schießerei von neuem losging, stolperte Sean ins Nebenzimmer. Er hatte Gipsstaub in Augen und Nase, in den Haaren und im Mund. Keuchend spuckte er aus und sah sich um.

Mit Erstaunen stellte er fest, daß er nicht im Nebenzimmer, sondern auf einem Flur gelandet war. Auf einem zweiten Flur in diesem Stockwerk des Patay, der offenbar parallel zum ersten verlief. Im Lampenschein, der durch das Loch hinter ihm fiel, und dem Mondlicht, das von der Straße hereindrang, konnte Sean fast bis ans Ende sehen: umgestürzte Stühle, modernde Matratzen, Abfallreste, Zeitungsfetzen. In regelmäßigen Abständen waren scharfgezackte Schwellen angebracht, die den Flur in mehrere etwa gleich große Segmente unterteilten. Er sah aus wie das Innere einer gigantischen Wirbelsäule, ein bislang unentdecktes Fossil.

Die Waffen schwiegen wieder. Entweder waren ihre Magazine leer, oder die letzte Feuersalve hatte die Tür gesprengt, und die Filipinos tasteten sich vorsichtig ins Zimmer vor.

Sean setzte einen Fuß vor den anderen und fing an zu laufen. Es hatte keinen Sinn, sich langsam vorwärtszubewegen, und rückwärts schon gar nicht. Während er über Stühle und Schwellen sprang, registrierte er immer neue Einzelheiten. Zum Beispiel die Mentholkippen auf dem Fußboden. Tausende von weißen Filtern, ein Jahreskontingent an Zigarettensstummeln, lagen Maden gleich überall verstreut. Oder die Löcher in der Decke, die den Blick auf das darüber liegende noch dunklere, noch dreckigere Stockwerk freigaben.

Als das Ende des segmentierten Korridors allmählich

näherkam, dachte Sean einen Moment nach. Er mußte auf den anderen Flur zurückfinden. Denn nur der andere Flur führte zur Treppe und damit zum einzigen Ausgang des Hotels. Und da die beiden Korridore parallel verliefen, brauchte er sich bloß für eine der Türen zu entscheiden, die von dem Flur abgingen.

Er entschied sich für die nächste Tür. Knapp drei Meter rechts von ihm die Treppe. Gut zwanzig Meter links von ihm lagen Don Pepe und Bubot im trüben Schein der Glühbirne vor seinem Zimmer.

»Zwei hat's erwischt«, überlegte Sean. »Zwei sind entwischt.«

Er flog die Treppe hinunter. Er flog, schwebte beinahe, und seine Füße berührten die Stufen nur, damit er nicht der Länge nach hinschlug.

Auf halber Strecke zwischen erstem Stock und Erdgeschoß hörte er, wie Joe und Teroy die Verfolgung aufnahmen.

Väter und Söhne

1

»Teroy, du kannst froh sein, daß du kein Japaner bist.«

Teroy machte ein ratloses Gesicht. »Froh, Sir?«

»Und wie. Denn wenn du Japaner wärest, wärest du jetzt tot.«

»...Tot, Sir?«

»Harakiri, Teroy. Selbstmord. Durch das eigene Schwert, aus lauter Scham darüber, daß Mr. Sean deinetwegen auch nur fünf Minuten in diesem verwanzten Drecksloch zubringen mußte.«

»Sir, ich kann nur nochmals um Entschuldigung bitten.«

»Ich finde, du könntest sehr viel mehr tun, als nur um Entschuldigung zu bitten. Aber es hat durchaus sein Gutes, daß die Filipinos anders sind als die Japaner. Wenn sie nach jedem Fehler Selbstmord begehen würden, wären sie längst ausgestorben.«

»Ein wahres Wort, Sir«, sagte Bubot.

»Eeh.« Der *mestizo* zog nachdenklich die Nase hoch.

»Jojo. Klopfen.«

Jojo klopfte.

Merkwürdig, aber aus dem Zimmer war kein Laut zu hören. Wenn man an eine Tür klopfte, hörte man doch normalerweise einen Stuhl über den Boden schrappen oder Schritte. Jojo warf einen Blick über die Schulter. Teroy hatte es ebenfalls bemerkt. Schmale Falten zerfurchten seine Stirn, und seine Schußhand schwebte, anders als

sonst, über dem Griff seiner Pistole.

Die Sekunden vergingen, doch die Tür blieb zu und wollte sich anscheinend auch nicht öffnen.

Don Pepe machte Jojo ein Zeichen, noch einmal anzuklopfen. Teroy atmete langsam aus.

Jojo hörte, wie der Riegel zurückgeschoben wurde, und als die Tür aufflog, spürte er den Luftzug im Gesicht. Aber das Türknallen - es kam von der Seite, vom anderen Ende des Korridors. Und es war genau das Geräusch, auf das er gewartet hatte. Nein, das er erwartet hatte. Folglich wandte er den Kopf in diese Richtung. Zur Seite.

Ein Hammerschlag spaltete ihm den Schädel, und obwohl er die Augen geschlossen hatte, bohrte sich ein weißglühender Funkenpfeil in seine Netzhaut. Und irgend etwas schnürte ihm die Brust zu, so daß er keine Luft bekam, wie nach einem Sprung in das eiskalte Wasser von Don Pepes vollklimatisiertem Swimmingpool. Eeeh!

»Jojo, wußtest du eigentlich, daß es im tropischen Klima Asiens so gut wie unmöglich ist, ein kaltes Bad zu nehmen? In Europa hingegen ist ein tägliches Bad in kaltem Wasser nicht nur möglich, sondern gilt seit langem als überaus gesund.« Eh.

»Auf den Philippinen gibt es keine Kirchen. In Spanien gibt es Kirchen. Hier haben sie nur...«

Ah.

»Herr im Himmel, womit hab ich das...«

Schmatz.

»Ich sagte Hände. Nicht Hand.«

Älter als alle Kirchen, die Jojo kannte.

»Jojo. Klopfen.«

Die letzten Worte des *mestizo*. Aber so war es nun mal.

Worte drangen durch das Klingeln in Jojos Ohren.

»Pare! Host du was abgekliegt?«

Jojos Blick hing wie gefesselt an der zugeknallten Tür.

»Hast du dir eine Kugel eingefangen?«

Jojo gab keine Antwort. Er war noch immer so benommen, daß er nicht wußte, ob er sich eine Kugel eingefangen hatte. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, was in den letzten paar Sekunden vorgefallen war. Es war alles möglich. Außerdem machte sich unterhalb seiner Knie, rings um Schienbeine und Waden, klebrigfeuchte Wärme breit.

Jojo senkte den Blick und sah Bubot. Eben noch hatte Bubot gestanden. Jetzt lag der sipsip-King wie ein chinesischer Bettler auf dem Boden, die Knie angewinkelt, das Gesicht in der Achselhöhle verborgen. Seine Arme waren ausgestreckt, wie um Kleingeld aufzufangen.

Blut sickerte aus Bubots Kopf auf Jojos Hose.

»Mach, daß du von der Scheißtür wekommst!« brüllte Teroy. »Los, beweg dich!«

Doch das einzige, was sich bewegte, waren Jojos Augen. Er schielte ängstlich zu Don Pepe.

»Die Tür, pare!«

Don Pepe lag mit gespreizten Beinen und halbverrenktem Oberkörper am Boden, eine Schulter lehnte an der Wand. Kinn, Hals und Hemdkragen leuchteten rot. Die Flecken rings um die Nase leuchteten noch röter. Blasse Haut, nie an der Sonne, nie im Freien, erst nach Einbruch der Dunkelheit. Es ging das Gerücht,

daß ein paar Sonnenstrahlen ihn binnen vierundzwanzig Stunden in einen Schwarzen verwandelt hätten.

»Die Tür!«

Teroy packte Jojo am Arm und zerrte ihn rückwärts.

»Er kann auch durch die Tür schießen!«

»...Er?«

»Der...« Teroy verstummte. Vermutlich, um Luft zu holen. Er atmete schwer, keuchte beinahe, und glitzernde Schweißperlen bedeckten sein Gesicht.

Aus irgendeinem unerfindlichen Grund begann Teroy an Jojos Hosenbund herumzufummeln. »Wo ist die Knarre?«

»Im... äh, im Wagen.« Plötzlich wurde Jojo flau im Magen. Ein seltsames, doch altvertrautes Gefühl der Panik bemächtigte sich seiner. Nach ein oder zwei Sekunden wußte er, was es war. Sein Alptraum wurde Wirklichkeit: Jetzt, wo er seine Waffe tatsächlich brauchte, ließ er Teroy im Stich. »Ich habe sie ins... Handschuhfach gelegt, kumpadre. Ich... dachte...«

»Im Wagen«, wiederholte Teroy, und seine Augen blitzten vor Zorn. Dann nickte er, wischte sich den Schweiß von der Oberlippe, griff in sein Jackett und holte einen kleinen Revolver hervor. »Schon gut«, sagte er und entsicherte die Waffe, bevor er sie Jojo gab. »Schon gut.«

Jojo nahm den Revolver wortlos entgegen.

»Paß auf, pari. Bei drei schießen wir zusammen auf die Tür. Wir schießen auf ihn, bevor er auf uns schießen kann. Und du verballerst alle Kugeln. Du hältst drauf, bis die Trommel leer ist. Verstanden?«

»Wir schießen also in sein Zimmer.«

»Genau. Bei drei.«

»Ist gut.«

»Bist du soweit?«

»Ja.«

»Bist du sicher?«

»...Ja.«

Teroy bekreuzigte sich mit dem Lauf seiner Automatik.

»Eins.«

Eins, zwei, drei. Lärm, Blut, der um Kleingeld bittende Bubot, Don Pepes fahle Haut, sein feuchtes, rotbeflecktes Kinn — all das war unbegreiflich. Aber Zahlen machten den Kopf frei, ließen Raum für andere Gedanken.

Einen Gedanken. Jojo spielte mit dem Daumen an dem Ehering an seiner linken Hand.

Kurz nach acht. Miranda saß vermutlich an ihrem Puzzle. Es war ein großes Puzzle, etwa einen halben Meter im Quadrat. Als er vorigen Samstag früher als sonst nach Hause gekommen war, hatten die Einzelteile um das Fußende ihres Ehebettes verstreut gelegen. Als Jojo gesehen hatte, wie sie sich über die Schachtel beugte und die Bildvorlage angestrengt nach Anhaltspunkten absuchte, hatte er sich unwillkürlich gefragt, was sie dazu veranlaßt hatte, sich ein Puzzlespiel zu kaufen.

»Miranda«, hatte er sich besorgt erkundigt.

»Vernachlässige ich dich?«

»Nein«, hatte sie ohne aufzublicken geantwortet.

»Und warum hast du dir dann ein Puzzle gekauft?«

»Ich habe es mir nicht gekauft. Nana Conche hat es ihrem Enkel geschenkt, aber es hat ihm nicht gefallen, und da war sie so enttäuscht, daß sie es wegwerfen wollte. Und dafür fand ich es eigentlich zu schade.«

»Ach.«

»Ich dachte, es ist vielleicht genau das richtige für mich.«

Ja, hatte Jojo überlegt, das glaube ich gern. Kein Wunder, wenn man gesehen hatte, mit welcher Ruhe und Geduld sie dahintergekommen war, wie man ein Magazin nachlud.

»Und ich hatte schon Angst, du fühlst dich von mir vernachlässigt. Seit ich den *mestizo* fahre... und dauernd Nachtschicht schieben muß.«

Miranda blickte immer noch nicht auf. Sie hatte zwei passende Teile gefunden. »Deshalb dachte ich ja, daß ein Puzzle vielleicht genau das richtige ist, um mir die Zeit zu vertreiben, wenn ich auf dich warte.«

»Aha.«

»Warum hilfst du mir nicht dabei?«

»... Meinetwegen.«

»Schön. Du wirst sehen, es ist gar nicht so einfach mit den ganzen Teilen. Wahrscheinlich viel zu schwer für Nana Conches Enkel. Er hätte sich bloß über sich selbst geärgert.«

Jojo kniete sich neben sie und machte sich auf die Suche nach einem Teil mit zwei geraden Seiten. »Wir fangen am besten mit den Ecken an.«

Miranda seufzte in gespielter Verzweiflung. »Ich weiß. Die habe ich längst gefunden. Hier sind sie.«

»Mhmm.«

»... Ich habe dir dein Essen warmgestellt.«

»Wieso? Hast du schon gegessen?«

»Vor einer Stunde.«

»Na ja...« Jojo zuckte die Achseln. »Dann laß uns mal

lieber hiermit weitermachen.«

»Eins.«

Sein Daumen spielte an dem Ehering.

»Zwei«, sagte Teroy.

Jojo ließ von dem Ring ab und umklammerte mit beiden Händen den Griff seines Revolvers.

»Drei.«

Schulter an Schulter mit Teroy, die Augen zum Schutz gegen Funken und umherfliegende Holzsplitter zusammengekniffen, hatte Jojo plötzlich ein ungutes Gefühl. Es war, als könne er sich auf seine Arme nicht mehr verlassen, als seien sie irgendwie abgetrennt von seinem Körper. Noch taten sie alles, was er von ihnen verlangte - die Waffe trotz des Rückschlags ruhig und aufrecht halten —, doch dafür, daß sie ihm auch weiterhin gehorchen würden, gab es keine Garantie. Sie konnten ihm jeden Augenblick den Dienst versagen.

Es war, als hätten sie ihm etwas voraus, als wüßten sie etwas, wovon er keine Ahnung hatte. Wären das krampfartige Zucken bei jedem Schuß und die nachfolgende Stille nicht gewesen, wäre er bestimmt darauf gekommen.

Kein Rückschlag. Die Kammern waren leer. Teroy zerrte Jojo in die Ecke neben der Tür und riß ihm die Waffe aus der Hand. Mit derselben traumwandlerischen Sicherheit, mit der ein Straßenzauberer eine Münze über seine Fingerknöchel wandern ließ, lud er erst den Revolver nach und dann seine Pistole.

Teroy schien ihn anzubrüllen, mit weit aufgerissenem Mund. Vergebens, denn seit dem Wort »Drei« und der Ballerei war Jojo völlig taub. Er hörte nicht einmal mehr seine eigene Stimme, als er zurückschrie: »Ich kann dich nicht hören!« Doch sein *kumpadre* war anscheinend genauso taub wie er.

Teroy drückte Jojo den Revolver in die Hand. Dann hob

er einen Finger und starrte Jojo mit erwartungsvoller Miene an.

Ein zweiter Finger ging in die Höhe. Das Peace-Zeichen. - Peace-Zeichen?

»Ich kann dich nicht hören!«

Der dritte Finger. Oje, dachte Jojo wie betäubt. Jetzt geht der ganze Mist von vorne los.

Wieder beschlich Jojo ein ungutes Gefühl. Doch diesmal nahm, trotz der Erschütterung durch den Rückschlag, ein Bild vor seinem Auge Gestalt an, verfestigte sich in den Pausen zwischen den Pistolenschüssen, zersplitterte und fügte sich dann wieder zusammen. Und das von Mal zu Mal ein wenig schneller, ein wenig deutlicher.

Grün und blau.

Ringsum Dschungel, darüber der Himmel und vor ihm eine Lichtung.

Auf der Lichtung, ordentlich aufgereiht, eine Handvoll Tafeln und Kisten. Männer in schwarzen Anzügen und Frauen mit schwarzen Sonnenschirmen standen im Halbkreis um ein Gebäude.

Ein Gebäude, riesig für die Leute auf dem Lande, winzig für die Leute in der Stadt, ohne Türen und Fenster, weißgetünchter Stein, von einem Eisenzaun umgeben.

Und, in einer neuerlichen Pause zwischen zwei Pistolenschüssen, die brennende Sonne im Genick.

Die chinesischen Mausoleen boten einen imposanten Anblick. Sie waren riesengroß und reich verziert, über und über mit Schnörkeln und Marmorintarsien bedeckt - im Gegensatz zu den stockfleckigen, hüfthohen Kisten, die bis auf einige Namen und Daten keinerlei Inschriften trugen. Doch so imposant sie auch sein mochten, eines von ihnen stellte alle anderen in den Schatten: das Grabmal Don Pepes. Es war so groß wie eine kleine Kirche und befand sich, umringt von einer Anzahl freistehender Statuen von pausbäckigen Kindern und der Jungfrau Maria, genau in der Mitte des Friedhofs. Das Ganze war umgeben von einem eigenen gußeisernen Zaun.

Im Innern des Mausoleums die Vorfahren Don Pepes. Und hinter dem gußeisernen Zaun das Heer der Geister seiner Ahnen, welche die schwüle Stille rings um die Grabstätte bevölkerten, die Welt durch die Augen der Statuen betrachteten und den frischgemähten Rasen schwängerten.

Schwitzend zwischen den Bäumen am Rande des Friedhofs, zusammen mit seiner Familie und den übrigen Bewohnern des Barangay. Unsichtbar, mutmaßte Jojo, für das Häuflein handverlesener Trauergäste, die sich vor dem Portal des Mausoleums versammelt hatten. Steife, schwarzgekleidete Silhouetten, die den Toten vor lauter Kummer anscheinend weder beklagen noch beweinen konnten.

Ein unheimlicher Anblick. Jojo hatte noch nie eine so

stille Beerdigung erlebt. Und er war offensichtlich nicht der einzige, der sich unbehaglich fühlte, denn als der Priester zu seiner Grabrede anhub, durchbrach ein einzelner Klageschrei das Farnegebüsch links von Jojo. »Ayayay!« Jojo hatte Tata Turos Frau sofort erkannt, und zwar nicht etwa an der markerschütternden Lautstärke, sondern an dem erstickten Winseln, das folgte. Tata Turo hatte seine Frau von hinten an der Gurgel gepackt und ihr die Hand auf den Mund gepreßt — ein Geräusch, mit dem die meisten Bewohner des Barangay vertraut waren.

Jojos Mutter trat seufzend von einem Fuß auf den anderen und wischte sich mit einem Taschentuch übers Gesicht. Ihre Bluse, die morgens noch strahlend weiß gewesen war, klebte ihr jetzt schweißgetränkt und mit Blättern und kleinen Zweigen übersät am Rücken.

Er sah zu ihr hoch, und sie lächelte.

»Alles in Ordnung?« flüsterte sie.

Jojo nickte.

»Ist dir heiß?«

»Nein.«

»Bist du müde?«

»Nein.«

»... Hast du Hunger?«

Er überlegte einen Augenblick. »Nein. Wirklich.«

»Du bist sehr tapfer gewesen. Die Beerdigung ist bald vorbei. Hältst du es so lange noch aus?«

»Ja. Bestimmt.«

»Braver Junge«, flüsterte sie mit einem Anflug von Erstaunen in der Stimme. Dann wischte sie sich erneut mit dem Taschentuch übers Gesicht. »Braver Junge.«

Ein leises Amen trieb von den Grabsteinen herüber und verhallte zwischen den Bäumen. Der Priester hatte seine Rede beendet, und Don Pepes Sarg wurde durch das Portal ins Mausoleum getragen.

Plötzlich spürte Jojo, wie sein Vater ihm die Hand auf den Rücken legte und ihn vorwärts drängte. Jojo stemmte die Fersen in die Erde.

»Vorwärts«, zischte sein Vater und drückte fester.

»...Warum?«

»Vorwärts!«

Jojo leistete hartnäckig Widerstand. Sie hatten sich bereits am frühen Morgen im Gebüsch versteckt - lange bevor die handverlesenen Trauergäste eingetroffen waren. In all der Zeit hatten sie höchstens einmal zaghaft geflüstert oder behutsam eine Fliege verscheucht. Da hatte es wenig Sinn, dieses Versteck nun aufzugeben und sich zu verraten.

»Warum?« wiederholte Jojo und wandte sich hilfesuchend an seine Mutter. Doch die blickte genauso unerbittlich drein wie sein Vater. Sie fuchtelte mit den Armen.

»Los, Jojo!«

»Aber dann sehen sie mich doch!«

»Ja!« bekräftigte sein Vater.

»Jojo! Tu, was ich dir sage!«

»Aber dann sehen sie mich doch!«

»Ja! Don Pepe soll dich sehen!«

»Don Pepe?« Voller Furcht schaute Jojo zum Mausoleum hinüber. Er sah gerade noch, wie Don Pepes Sarg darin verschwand. »Aber der ist doch tot!«

»Tot?« wiederholte sein Vater ungläubig; dann stieß er ihn ein letztes Mal. Zu fest für einen Jungen in Jojos Alter. Da er sich nicht wehren konnte, stolperte er aus dem Versteck zwischen den Bambushalmen.

Jojo fühlte sich nackt und ausgeliefert. Der Himmel war weit und wolkenlos. Trocken Gras knisterte unter seinen bloßen Füßen. Die Sonne brannte im Genick.

Jojos Eltern hatten recht behalten. Als sich das Portal des Mausoleums geschlossen hatte und die Trauergäste den Friedhof einer nach dem anderen verließen, hatte Don Pepe den Kopf schiefgelegt und zu ihm herübergesehen. Genau wie auf der Hazienda, unverwechselbar, selbst aus der Ferne deutlich zu erkennen. An der aufrechten Haltung, dem federnden Gang und — jetzt - dem langen schwarzen Haar. Don Pepes Augen konnte Jojo zwar nicht sehen, aber der schiefgelegte Kopf genügte. Es gab nicht den geringsten Zweifel, der *mestizo* hatte ihn angeschaut.

Kurz darauf hatten auch die anderen ihr Versteck zwischen den Bäumen verlassen, doch sie hatten ihre Chance verpaßt. Jojo war ihnen zuvorgekommen. Er war der einzige, den Don Pepe gesehen hatte und an den er sich bis in alle Ewigkeit erinnern würde.

Das Haar erst schwarz, dann grau, dann schwarz, dann wieder grau. Fat-Boy, getötet von einem kastilischen Plantagenbesitzer mit Augenbrauen so weiß wie Möwen, amputiert von einem jungen Mann, der Blick getrübt von rotem Nebel. Panding, eine gebeugte Gestalt in einer schmalen Tür, zu schwach und gebrechlich, um sich selbst zu versorgen, tot seit Jojos Kindertagen.

Es gab viele Don Pepes, aber nur einen *mestizo*. Der letzte Don Pepe hatte vermutlich nie erfahren, wer seine Mutter war. Und er hatte nie geheiratet, aus Angst, sein spanisches Blut könne bis zur Unkenntlichkeit verwässert werden. Eine verzweifelte Reise in die alte Heimat, doch da war es schon zu spät.

»Hier«, fauchte er vom Rücksitz des Mercedes, »haben sie nur...«

Hier haben sie nur Filipinos.

»Der *mestizo* hatte keinen Sohn.«

Jojo sprach die Worte mehrmals vor sich hin. Die einzigen Ohren, die sie hätten hören können, waren taub oder tot, dennoch wiederholte er sie immer wieder, um zu spüren, wie sie in seiner Kehle vibrierten, wie seine Zunge die Laute formte.

»Er ist tot.«

Inzwischen hatte Teroy ihre Waffen nachgeladen. Auch er bewegte stumm die Lippen. Wahrscheinlich Flüche oder Verwünschungen; daß er den Mord an dem *mestizo* rächen und den Matrosen langsam zu Tode quälen werde, falls der

das Pech hatte, noch am Leben zu sein.

»Pari«, sagte Jojo, als Teroy ihm den Revolver in die Hand drückte. »Wir brauchen dem Matrosen doch nichts zu tun... ich finde, wir sollten... könnten wir nicht einfach...«

Teroy trat die von Pistolenkugeln durchsiebten Überreste von Mr. Seans Zimmertür ein.

»...abhauen?«

Plötzlich stand Jojo allein auf dem Flur und starrte auf die Wolke aus Rauch und Staub, in der sein kumpadre verschwunden war.

Der *mestizo* starrte Jojo an; sein Blick war längst nicht so getrübt, wie sein Fahrer und sein Leibwächter angenommen hatten. Er konnte sich zwar nicht bewegen und keinen klaren Gedanken mehr fassen, aber er hatte eine vage Vorstellung davon, was sich in den letzten paar Minuten ereignet hatte.

Und obwohl ihm immer wieder schwarz vor Augen wurde, konnte er durchaus noch etwas sehen.

Zum Beispiel wie Jojo zögerte, Teroy zu folgen.

Als ihm schwante, warum Jojo zögerte, wurde der *mestizo* wütend. Er wollte Jojo einen zornigen Befehl zubellen, doch da er nicht mehr die Kraft hatte, die Blutblase an seinen Lippen zu durchdringen, behielt er ihn für sich.

Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht reichte seine Macht über den Tod hinaus. Denn nicht lange, und sein Fahrer schlüpfte durch die Tür ins Zimmer des Engländers.

Das Zimmer lag in Schutt und Asche. Der Engländer hatte ein Loch in die Wand geschlagen und war durch die Räume entwischt, die parallel zum Korridor verliefen. Auch dort hatten die zerfallenen Wände große Löcher, die einen segmentierten Durchgang bildeten. Jojo mußte an das Innere einer gigantischen Wirbelsäule denken.

Am Ende des Ganges sah er, wie Mr. Sean wieder in dem anderen Korridor verschwand. Sofort nahm Teroy die Verfolgung auf. Jojo war einen Schritt hinter ihm, aus Ehrfurcht vor den Geistern, die Don Pepes Mausoleum bewachten, oder aus Loyalität zu seinem Freund. Doch wie auch immer, jetzt gab es kein Zurück mehr.

Der Flüchtende

Das leere Grundstück gegenüber dem Hotel wurde von vereinzelt Tonnenfeuern und dem Mond erhellt, der matt durch einen Methanschleier schimmerte. Sean hörte, wie seine Verfolger auf ihn schossen und über denselben Schutt stolperten, über den auch er vor wenigen Sekunden gestolpert war. Und er hörte die Schreie eines Sterbenden in der Lobby des Patay, denn damit der kahlrasierte Empfangschef ihm nicht den Weg verstellen konnte, hatte Sean ihm eine Kugel verpaßt.

Nachdem er die leere Parzelle überquert hatte, bog er wahllos links und rechts in schmale Gassen und Seitensträßchen. Anders konnte er ihnen nicht entkommen. Auf den größeren Straßen - Alejandro, Sugat, Sakit, Sayang - hatte er keine Chance. Zu breit, zu übersichtlich - Gassen und Seitensträßchen waren seine einzige Rettung. Und die Taufe, in einer offenen, mit losen Brettern abgedeckten Kloake.

Nicht zu fassen, dachte Sean, als er den Halt verlor und in den metertiefen Wassergraben stürzte. Nicht zu fassen. Das konnte auch nur ihm passieren. Erst dieser verfluchte Juckreiz und jetzt das. Wozu gab es eigentlich Adrenalin?

Der Grund des Grabens war glatt wie eingöltes Glas, und als seine Füße ihn berührten, rutschte er schon wieder aus. Er versank bis über beide Ohren in der Brühe und war einen Moment lang völlig blind. Dann hockte er plötzlich auf den Knien und stützte sich auf Hände und Ellenbogen.

»Scheiße«, fluchte Sean, als er sich dieselbe aus den Augen gewischt hatte.

Wenige Meter entfernt standen zwei Gestalten. Joe und Teroy. Sie waren ihm durch das Labyrinth von Gassen und Seitenstraßen gefolgt, und jetzt hatten sie ihn eingeholt. Er war so gut wie erledigt.

Doch einen Lidschlag später war er immer noch am Leben. Also waren es doch nicht Joe und Teroy, sonst wäre er längst tot, zumindest aber schwer verletzt gewesen. Und nachdem er sich ein zweites Mal die Augen gewischt hatte, sah er, daß die beiden Gestalten viel zu klein waren für ausgewachsene Männer. Es waren Kinder. Zwei Straßenjungen, die ihn mit ebenso ernsten wie erschrockenen Mienen anstarrten.

Als er ein lautes Klappern hörte, kam Sean schlagartig zur Besinnung. Das waren Joe und Teroy, und sie befanden sich ganz in der Nähe. In derselben Gasse.

Sean hievte sich aus dem Kanal.

Obwohl er immer wieder links und rechts abbog, gelang es ihm nicht, seine Verfolger abzuschütteln. Zweimal schon war er davon überzeugt gewesen, sie endlich abgehängt zu haben, und beide Male hatte er sich getäuscht. Er war stehengeblieben, um Atem zu holen und sich zu orientieren, und hörte sofort, daß sie ihm immer noch auf den Fersen waren. Erschöpft bis zum Erbrechen hatte er sich weitergeschleppt, schwankend und taumelnd. Laufen konnte er nicht mehr, schon gar nicht um sein Leben. Wenigstens waren auch Joe und Teroy müde, zumindest kamen sie nicht näher.

Nach einer Weile stellte Sean verwundert fest, daß er die Slums hinter sich gelassen hatte und sich in einem anderen Stadtbezirk befand. Ein bürgerliches Viertel - die

Straßen waren zwar nur wenig breiter, doch statt einer wirren Ansammlung von Elendshütten standen hier einzelne Häuser. Weniger Wellblech.

Mehr Grün am Straßenrand. Bestimmt sehr schön am späten Nachmittag, wenn die tiefstehende Sonne die über den Zaun wogenden Blüten in einen orangeroten Glimmer tauchte.

Alles blühte. Doch nicht nur die Bäume und der Asphalt waren voller Blüten. Auch die Luft war schwer von ihrem Duft.

2-1



Der schwarze Hund kommt

1

Draußen vor dem Küchenfenster war alles bunt und voller Farben. Der Asphalt war noch blau, der Rasen noch grün, obwohl die Sonne schon am Horizont verschwand und den Himmel rötete. Überall sonst in der Stadt hätte ein roter Himmel die Farben ausgebleicht wie eine Natriumdampflampe, aber hier nicht. Dies war ein gutes Viertel, mit einzeln stehenden Häusern, breiten, sauberen Straßen und Farben, die das Dämmerlicht länger überdauerten, als man es für möglich gehalten hätte.

»Alles blüht«, sagte Rosa und wischte sich den Seifenschaum von den Handgelenken. Mit den Bäumen auf der Adonis Avenue hatte es angefangen, und jetzt wogten die Blüten wie ein Wasserfall über die Zäune.

»Sauber«, setzte sie kurz darauf gedankenverloren hinzu. Die Teller im Spülbecken waren sauber. Mehr als sauber, um genau zu sein. Nach geschlagenen zehn Minuten im lauwarmen Wasser hatte auch das letzte Reiskorn vor der Spülbürste kapituliert und sich vom Porzellan gelöst.

Die Teller waren sauber, die Kinder nicht, dabei sollten sie eigentlich frisch gebadet in ihren Betten liegen und schlafen, wenn ihr Mann nach Hause kam. Rosa zog den Stöpsel und betrachtete ein wenig selbstverliebt ihr Spiegelbild, bis der Wasserwirbel es verschluckte. Noch ein paar Jahre, dann würde auch sie das silbergraue oder

vielmehr weiße Haar ihrer Mutter haben.

Raphael, sechs, und Lita, acht. Raphael - wuscheliger Bürstenschmitt, rundes Gesicht mit großen ernsten Augen und nach unten geschwungenen Brauen. Selbst wenn er lächelte, hatte es den Anschein, als runzelte er argwöhnisch die Stirn. Bei Lita hingegen war es genau umgekehrt. Ihre Augenbrauen waren aufwärts geschwungen, so daß sie, selbst wenn sie traurig war, den Eindruck machte, als wollte sie jeden Augenblick in verwundertes Gelächter ausbrechen. Ein ausgesprochen hübsches kleines Mädchen, wie ihre Großmutter Corazon häufig sagte - vielleicht zu häufig. Denn wenn aus ihr tatsächlich einmal eine schöne Frau werden sollte, war es besser, wenn sie sich dessen nicht bewußt war. Noch schien sie nicht zu ahnen, daß sie alle über dreizehn ohne weiteres dazu bringen konnte, ihr buchstäblich aus der Hand zu fressen, und Rosa hoffte inständig, daß es noch eine Weile so bleiben würde.

Lieber zeigte sie ihren Kindern ihre Zuneigung und Zärtlichkeit, indem sie ihnen mit den Fingern durch das nasse Haar oder mit dem Daumen über die Stirn fuhr, um ein Shampooringssal fortzuwischen, das sich in die Nähe ihrer Augen verirrt hatte.

»Wie ist das Wasser?« fragte Rosa.

Lita nickte. »Gut. Nicht so heiß.«

»Ja«, bekräftigte Raphael. »Nicht so heiß. Schon wie wir reingestiegen sind, war's nicht so heiß.«

»Du hast ja noch gar nicht nach deiner Ente gefragt.«

»Nh-nh.«

»... Möchtest du sie haben?«

»Na ja.« Raphael zuckte die Achseln. »Meinetwegen.«

»Nur meiner wegen? Bis vor kurzem wärest du ohne sie

nicht einmal in die Wanne gestiegen.«

»Ja. Stimmt. Ich will die Ente.«

Rosa reichte ihm das gelbe Spielzeug, und er warf es zwischen seine gekreuzten Beine. Nicht lange, und es kippte auf die Seite und begann zu sinken. Die beiden Hälften des kleinen Plastiktiers waren an der Unterseite nach und nach entzweigegangen, so daß der als Ballast dienende Sand bei jedem Bad in kleinen Mengen austrat. Nach ein paar Monaten hatte Rosa sich so sehr daran gewöhnt, sich beim Baden den Rücken aufzuschürfen, daß ihr der Sand schließlich fast fehlte, als die Ente leer war.

»Und?« fragte Lita. »Wie war's im Krankenhaus, Mutter?«

»Och... wie immer.«

»Hast du wem das Leben gerettet?«

Rosa schüttelte den Kopf. »Nein, Lita, heute nicht.«

Lita war enttäuscht. Vorigen Monat hatten Corazon und die Kinder ihre Mutter von der Arbeit abgeholt. Sie hatten das Krankenhaus über die Notaufnahme betreten, als gerade die Opfer eines schweren Jeepney-Unfalls auf der Edsa eingeliefert worden waren. Leichen hatten auf dem Fußboden gelegen, und alles war voller Blut gewesen. Gott sei Dank waren die Kinder vernünftig und hatten, im Gegensatz zu ihrer Großmutter, danach nicht unter Alpträumen oder Schlaflosigkeit gelitten. Doch seit dem Zwischenfall machte Lita sich ein völlig falsches Bild von der Arbeit ihrer Mutter, wogegen leider auch Rosas geduldige Erklärungen nichts auszurichten vermochten.

»Bist du sicher, daß du keinem das Leben gerettet hast?«

»Ganz sicher. Aber eine Blinddarmentzündung habe ich

diagnostiziert.«

»Blinddarmenzündung«, sagte Lita mit leuchtenden Augen. »Kann man daran sterben?«

»Nur wenn man an einen inkompetenten Arzt gerät.«

»Inkompetent?«

»An einen schlechten Arzt.«

»Wie Eduardo.«

»... Wie kommst du darauf, daß Eduardo ein schlechter Arzt ist?«

»Das hast du selbst gesagt.«

»Wirklich?«

»Ja. Zu Papa. Vorige Woche.«

»Aha. Für ein so kleines Mädchen hast du aber ziemlich große Ohren«, sagte Rosa und zwickte hinein. Lita kicherte. »Und was ist mit dir? Wie war's in der Schule? Hast du jemandem das Leben gerettet?«

Doch Lita gab keine Antwort. Ihr Bruder lenkte sie ab.

Rosa drehte sich um. Raphael hielt sich die aufgerissene Unterseite der Ente über das Gesicht und spritzte sich eine seifige Fontäne über Mund und Kinn.

»Du trinkst das doch nicht etwa, Raffy?«

»Nur ein bißchen«, prustete er.

»Ich habe dir schon tausendmal gesagt, daß man das Badewasser nicht trinken kann wie das Wasser in der Küche. Es ist nicht sauber genug.«

»Gar nicht wahr! Wir haben doch gerade drin gebadet! Guck mal, es ist alles voller Seife!«

»Nein«, beharrte Rosa und entwand ihm die zerquetschte Ente. »Es ist nicht sauber genug. Aber ihr seid sauber, also raus aus der Wanne mit euch beiden. Und jetzt schnell abtrocknen und dann ins Bett.«

Rosa wartete, bis Raphael in seine kurze Schlafanzughose gestiegen war, und hielt ihm dann ein T-Shirt hin. Sie hätte es lieber nur mit einer Hand gehalten und locker auf ihren Oberschenkel baumeln lassen — aber das ging nicht. Es mußten beide Hände sein. Am liebsten hätte sie ganz darauf verzichtet - doch auch das kam nicht in Frage. Das T-Shirt mußte da sein, anonym und griffbereit, falls Raphael es anziehen wollte, was er eigentlich nur in kühlen Nächten tat. Die kühleren Monate waren Rosa lieber.

Der Witz war, daß seine Schwester Lita immer im T-Shirt schlief. Obwohl sie sich darüber nicht im klaren war, wußte sie, daß sie ihre noch unentwickelte Brust bedecken mußte. Lita verhüllte ihre Brust, während Raphael eine Brust zur Schau stellte, die sich nie entwickeln würde. Dabei brauchte Lita ihre Brust nicht zu verstecken, Raphael hingegen...

»Raphael eigentlich auch nicht«, murmelte Rosa vor sich hin, und der Kleine blickte auf.

»Was?«

»Nichts«, antwortete Rosa mit einem unbewußt heraufbeschworenen Gähnen. »... Willst du das T-Shirt?«

Raphael entwirrte den verdrehten Gummibund seiner Schlafanzughose. »Nein.«

»Bist du sicher?« fragte Rosa und gab sich selbst die Antwort. »Nein. Meinetwegen. Auch gut.«

»Und jetzt gehen wir Oma gute Nacht sagen«, sagte Lita.

»Ja«, sagte Raphael.

»Ja«, sagte Rosa. Denn das war der springende Punkt. Es war Rosa völlig egal, ob der Junge mit oder ohne T-Shirt ins Bett ging, Hauptsache er ging überhaupt ins Bett. Doch die Kinder gingen erst ins Bett, wenn sie Corazon eine gute Nacht gewünscht hatten. Rosa seufzte. Dann faltete sie das T-Shirt zusammen und verstaute es wieder im Schrank, wo es in jeder normalen Familie mit einer normalen Großmutter hingehörte.

Als die Kinder hereinkamen, legte Corazon das Buch, in dem sie gelesen hatte, neben sich auf die Couch. Lita setzte sich auf ihren Schoß, und Raphael stellte sich vor sie hin und legte ihr die Arme auf die Knie. Rosa stand gegen den Türrahmen gelehnt; sie fühlte sich hohl und leer und hoffte, daß sich daran so schnell nichts ändern würde.

»Wißt ihr, worüber ich heute nachgedacht habe?« sagte Cora.

»Nh-nh«, machte Lita. Raphael gab keine Antwort, denn er wußte, an wen die Frage eigentlich gerichtet war. Trotzdem versuchte er, sich an den Knien seiner Großmutter hochzuziehen.

Corazon fuhr mit den Fingern durch Litas feuchtes Haar. »Ich habe darüber nachgedacht, was man in ein paar Jahren damit alles anstellen kann. Wirklich, es gibt unendlich viele Möglichkeiten. Und es macht bestimmt einen Heidenspaß, sie alle auszuprobieren. Wir werden uns lauter Zeitschriften ansehen und dir die schönsten Frisuren aussuchen.«

»Hmm«, machte Lita. »Aber dazu sind meine Haare doch viel zu kurz.« Sie zog ihren Pony zur Seite. »Siehst

du, ich kann sie entweder auf die eine Seite kämmen oder auf die andere, aber...«

»Ach was.« Corazon senkte verschwörerisch die Stimme. »Vielleicht erlaubt deine Mutter dir ja irgendwann, sie wachsen zu lassen.« Sie lachte. »Was für wunderschönes Haar. Stell dir vor, es wäre lang und seidig, bis auf die Hüften. Dann könnten wir es mit einem Band im Nacken zusammenbinden und vielleicht sogar eine Blume hineinstecken. Allerdings...« Wieder senkte sie die Stimme, »...können es sich nur die hübschesten Mädchen leisten, eine Blume im Haar zu tragen.«

Litas Miene war nachdenklich. »Ich glaube, ich will gar keine Blume.«

»Wir werden sehen! Wir werden sehen, ob du eine Blume im Haar tragen möchtest, wenn du den Jungs den Kopf verdrehen willst. Aber glaube mir, mein Engel. Du wirst den Jungs auch ohne Blume den Kopf verdrehen! Du selbst wirst eine Blume sein!«

»Eine Blume?«

»Jawohl«, sagte Corazon. »Eine Blume. Eine süße kleine Herzensbrecherin. «

»Und ich?« platzte Raphael beleidigt dazwischen. »Werde ich auch ein Herzensbrecher, Lola?«

Rosa schloß die Augen, damit sie Corazons Miene nicht zu sehen brauchte. Wenn sie die Augen offenhielt, mußte sie hinschauen.

Ein schmales Lächeln, das ihr zu einer leblosen Maske erstarrtes Gesicht zu durchbrechen versuchte, war das einzige Zeichen der Zuneigung, das sie für ihren Enkel übrig hatte. Ein flüchtiges Täschneln der Wange. Ein

hilfloser Blick auf seinen nackten Oberkörper.

»Aber natürlich wirst auch du ein Herzensbrecher. Und was für einer. Ein richtiger Playboy.«

»Ich werde ein Playboy und Lita eine Herzensbrecherin.«

»Genau.«

»Und wir werden beide reich.«

»Das will ich doch schwer hoffen.«

»Gut. Wir werden beide reich, mit riesengroßen Häusern. Und ich werde Playboy und Basketballspieler.«

Corazon hustete. »...Basketballspieler, Schätzchen?«

»Jawohl, Basketballspieler. Ich hab's mir genau überlegt.«

»Sieh mal einer an. Nicht schlecht. Aber, Schätzchen, möchtest du denn nicht etwas Vornehmeres werden, zum Beispiel Rechtsanwalt? Basketballspieler sind schließlich...«

»Genug jetzt!« fuhr Rosa dazwischen und riß die Augen auf. »Ab in die Falle.«

Ohne Corazon eines Blickes zu würdigen klatschte Rosa in die Hände und kam dem unvermeidlichen Protest zuvor.

»Papa kommt heute erst spät von der Arbeit, und so lange könnt ihr unmöglich aufbleiben. Also los. Keine Widerrede.«

Doch ihre Sorge erwies sich als unbegründet. Bruder und Schwester gaben ihrer Großmutter einen Kuß und tappten aus dem Zimmer. Brave Kinder.

Nicht mehr lange, und den Kindern würde ihr Zimmer zu klein. Nicht mehr lange, und sie würden jeder ein eigenes Zimmer brauchen. Das war nicht ganz einfach, denn es standen nur drei Zimmer zur Verfügung - zwei kleine, aneinandergrenzende im ersten Stock und ein größeres am anderen Ende des Hauses.

Corazon hatte das größere Zimmer. Eigentlich wäre sie viel lieber in eines der kleineren Zimmer gezogen, doch Rosa hatte es ihr, trotz der Klagen ihres Mannes, geradezu aufgedrängt. Damals hatte sie die vage Hoffnung verspürt, daß Corazon sterben würde, bevor die Kinder mehr Platz brauchten. In den letzten Jahren, insbesondere seit den Problemen mit Raphael, hatte diese Hoffnung immer deutlichere Gestalt angenommen.

»Auf«, rief Lita.

»Zu«, rief Raphael.

»Auf!«

»Zu!«

Rosa runzelte die Stirn. »Entweder, oder. Raphael, warum muß das Fenster denn unbedingt zusein? Bei dieser Hitze werdet ihr eingehen wie die Primeln.«

»Weil das Moskitonetz ein Loch hat. Und wenn das Fenster aufbleibt, kommen die Moskitos rein und stechen mich.«

»Also... deine Schwester scheint das nicht zu stören.«

»Ich weiß. Die stechen die Moskitos ja auch nicht. Die lassen sie in Ruhe.«

»... Die Moskitos haben dich eben gern. Sie stechen

dich nur, weil du so süßes Blut hast.«

»Nein. Sie stechen mich, weil ich am Fenster liege, aber vor allem weil ich kein Bier trinke.«

»Bier?« fragte Lita und setzte sich im Bett auf.

»Leg dich wieder hin, Schätzchen.«

»Wenn ich Bier trinken würde«, fuhr Raphael unbekümmert fort und setzte sich ebenfalls auf, »würden sie mich auch in Ruhe lassen.«

»Ich trinke aber gar kein Bier!«

»Tust du ja wohl. Du klast dir nämlich immer welches aus dem Kühlschrank.«

»Gar nicht wahr!«

»Und warum stechen dich die Moskitos dann nicht? Weiß doch jeder, daß wer Bier trinkt, nicht von...«

»Sie stechen dich«, fuhr Lita dazwischen, »wegen dem Gestank, wenn du ins Bett machst.«

»Wer macht hier ins Bett?« Raphael fuchtelte mit den Armen. »Das ist ja wohl der größte Blödsinn, den ich je gehört hab! Ich hab schon seit Monaten nicht mehr ins Bett gemacht!«

»Letzte Woche erst.«

»Was?«

»Eigentlich sogar jede Nacht.«

»Woher willst denn du das wissen? Bei dem ganzen San Miguel, das du trinkst, bist du dazu doch immer viel zu besoffen!«

»Ich trinke kein Bier!«

»Schluß jetzt!« sagte Rosa. »Raffy, Lita trinkt kein Bier. Und Lita, Raffy macht nicht mehr ins Bett. Und jetzt legt euch wieder hin und zeigt mir das Loch im Netz.«

Raphael sank in sein Kopfkissen zurück. »Es ist da

oben.«

»Wo? Hier?«

»Weiter oben.«

»Ach. Ja, jetzt seh ich's... Wie ist denn das passiert?«

Rosa zuckte zusammen. »Nein, wenn ich's mir recht überlege, will ich es gar nicht wissen.«

»Das war Raffy.«

»Nein, Lita. Mit dem Messer.«

Lita traten fast die Augen aus dem Kopf. »Mit dem Messer?«

»Wie sie einmal nachts besoffen hier rumgehampelt ist.«

»Egal. Ich habe gesagt, ich will es gar nicht wissen. Gut, was haltet ihr davon, wenn ich das Loch mit Zeitungspapier stopfe und ihr bei offenem Fenster schlaft?«

»Hmm«, machte Raffy. »Ja, gute Idee. Solange das Zeitungspapier nicht wegfliegt.«

»Ach, Schätzchen...« Rosa wischte sich mit der Hand den Schweiß aus dem Genick. »Ich glaube, da brauchst du keine Angst zu haben. In Manila weht schon seit Tagen kein Lüftchen mehr.«

Rosa tappte die Treppe hinunter und trat auf den Flur. Als sie den Fernseher in Covazons Zimmer hörte, nickte sie dankbar und marschierte zügig an der offenen Tür vorbei, ohne den Kopf zu wenden. Sie streckte dem leicht ausgefransten Wandteppich, der Christus und seine Jünger beim Letzten Abendmahl darstellte, den erhobenen Daumen hin und ging in die Küche. Sie wollte ein wenig in der Manila Times blättern, eine Tasse Kaffee trinken und vielleicht sogar eine Portion Magnolieneis dazu essen.

Corazon stand an der Spüle und ordnete mit großer Geste das saubere Geschirr, das Rosa vor kaum einer halben Stunde zusammengestellt hatte.

»Liebchen«, sagte Corazon. »Ich predige es dir schon, seit du so klein warst wie Lita. Wenn du das Geschirr nicht der Größe nach stapelst, gehen die Ränder kaputt.«

»Weil er, verdammt noch mal, kein Anwalt werden will! Er will Basketballer werden!«

Corazon zog es vor, Rosas Ausdrucksweise zu ignorieren.

»Rosa, er wird es nie zum Basketballer bringen. Das weißt du genausogut wie ich. Warum soll er von Dingen träumen, die für ihn unerreichbar sind? Das schadet ihm nur.«

»Er ist sechs Jahre alt! Vor zwei Wochen wollte er noch Astronaut werden, bis du es ihm ausgedet hast!«

»Astronaut! Das ist doch unrealistisch. Ein Astronaut muß körperlich topfit sein. Anwalt! Das ist realistisch.«

»Aber momentan will er nun mal nicht Anwalt, sondern Basketballer werden. Und wer weiß, mit sieben will er vielleicht etwas ganz anderes.«

Corazon rümpfte die Nase. »Ich habe dir jedenfalls nicht beigebracht, so mit mir zu sprechen.«

»Du hast mir auch nicht beigebracht, wie man Ärztin wird«, gab Rosa zurück.

»Wie bitte?«

»... Vergiß es.«

»Was hast du gesagt?«

»Gar nichts.«

»Ich habe es doch genau gehört. Was soll ich dir nicht beigebracht haben?«

Rosa stöhnte. »Ich habe gesagt, du hast mir nicht beigebracht, wie man Ärztin wird.«

»Also, das ist ja wohl die Höhe! Und wer, wenn ich fragen darf, hat dir das Studium finanziert?«

»Onkel Rey.«

»Jawohl! Und wer ist viermal im Jahr zu Onkel Rey gerannt und hat bei ihm um Geld gebettelt?«

»Jawohl! Und warum war es dir auf einmal so wichtig, daß ich studiere? Warum war es dir auf einmal so wichtig, daß ich aus dem Barrio Sarap rauskomme?«

»Ach, dann wärest du also lieber in Sarap geblieben?«

»Nein, aber es wäre mir lieber gewesen, wenn ich es mir selbst hätte aussuchen können.«

Corazon lachte höhnisch. »Aussuchen! Im Barrio Sarap! Du machst mir Spaß. Heirate ich nun einen Fischer oder einen Sägewerksarbeiter? Ach, was konnte ich mir nicht alles aussuchen!«

»Genau! Was konntest du dir nicht alles aussuchen!«

»Da gab es nichts auszusuchen!«

»Doch! Männer! Die konntest du dir aussuchen!«

»Mein Gott«, sagte Corazon und bekreuzigte sich. »Du hast ja keine Ahnung. Du bist ausgebildete Ärztin an einem großen Krankenhaus, und du begreifst nichts.«

»Herr im Himmel«, sagte Rosa, ohne sich zu bekreuzigen. »Können wir vielleicht beim Thema bleiben? Können wir uns darauf einigen, daß die Berufswünsche eines sechsjährigen Jungen...«

Was hatte es nur mit den Blüten an der Straße auf sich? Obwohl die Sonne untergegangen war, während die Kinder gebadet hatten, konnte Rosa Grau-, Gelb- und Blautöne noch immer deutlich unterscheiden. Warum hielten sich die Farben so lange?

»Ich gehe fernsehen«, sagte Corazon. »Heute kommt die Krankenhausserie.« Ihre Stimme klang steif, gekränkt und doch irgendwie zärtlich. Dieselbe Art von Zärtlichkeit, die sie Raffy gegenüber an den Tag legte, mit einem maskenhaften Lächeln in ihrem leblosen Gesicht.

»ER«, sagte Rosa, ohne sich vom Fenster abzuwenden.

»Ich...«

Corazon blieb zögernd stehen.

»... komme gleich nach.«

»Beeil dich. Die Serie fängt in einer halben Stunde an. Und ohne dich verstehe ich doch nichts.«

»In einer halben Stunde...«

Rosas Mutter ging hinaus.

Er kam wie aus dem Nichts. Scheinwerfer flammten auf, urplötzlich war die ganze Straße hell erleuchtet, und harsche Schatten glitten über den Asphalt. Ein Mercedes

mit verdunkelten Scheiben, rasend schnell.
Ein paar Sekunden, und er war vorbei.

Blumenkinder

1

Der Barrio Sarap besaß ebensoviel Ähnlichkeit mit Manila wie ein Hai mit einem Milchfisch. Er lag, von der Hauptstadt durch hundert Meilen und die Sierra-Madre-Berge getrennt, an der Ostküste Luzons, mit Blick auf den Pazifik statt auf das Südchinesische Meer. Das einzige massive Gebäude war die Kirche. Abgesehen vom Sägewerk, das über einen eigenen Generator verfügte, gab es keinen Strom. Es gab kein Telefon. Keine asphaltierten Straßen. Und nur eine erschlossene Süßwasserquelle, die granitgefilterten Gebirgsbäche nicht mitgerechnet.

Ein hartes Landleben, aber eingebettet in ausgesprochen ruhige Atmosphäre - selbst die Dynamitexplosionen der Fischer oder das metallische Kreischen einer Säge wirkten unaufdringlich und wie aus weiter Ferne. Das einzige, was die Ruhe störte, waren gelegentliche Prügeleien nach exzessivem Alkoholgenuß und die Taifune, die im Spätsommer die Nipa-Hütten zerfetzten, Kokosnüsse zu Kanonenkugeln werden ließen und Palmen wie Streichhölzer umknickten.

Und natürlich die unvermeidlichen dramatischen Verwicklungen der Pubertät, die Sorgen und Nöte der Heranwachsenden.

Vorehelicher Sex war gleichbedeutend mit Ehe. Sex ohne Ehe gab es nicht. Und so sahen sich die frustrierten

Knaben aus Sarap gezwungen, zu dritt oder zu viert ins Hinterland zu fahren, wo die Mädchen ihre Jungfernschaft nicht ganz so eisern bewahrten. Dort durchstreiften sie die größeren Städte, in der Hoffnung, für ihre lange, beschwerliche Reise belohnt zu werden. Wenn nicht, legten sie zusammen und gingen zu einer Prostituierten.

Die Knaben aus dem Hinterland dagegen blieben, wo sie waren. Für sie lohnte sich die Fahrt über die Berge nicht. Sie wußten, daß die Mädchen an der Küste provinziell und spießig waren und daß bei ihnen ohne handfestes Eheversprechen nichts lief.

Das kam den Mädchen aus Sarap zugute, denn auf ihre Art waren die Jungen aus Sarap genauso provinziell wie sie und wollten auf keinen Fall ein Mädchen ehelichen, das schon einmal mit einem Mann geschlafen hatte. Also blieben nur die Sarap-Mädchen, wenn es um die Zukunft ging. Ihre Macht war unvergleichlich: Ein Lächeln war einem Jungen Grund genug, stundenlang an einer heißen, staubigen Straße zu verharren, in der Hoffnung, dieses Lächeln noch einmal zu erblicken; eine gleichgültige Kopfbewegung bedeutete schmerzliche Zurückweisung und beides konnte einem den Schlaf rauben.

Sechzehn Jahre alt, knielanges Baumwollkleid mit ausgebleichtem Blumenmuster, Schulbücher unterm Arm. Rosa hatte seidenweiches Haar, das ihr sanft auf die Schultern fiel, und einen Teint so strahlend wie der Himmel. Eines Tages würde ihr ein Verehrer sagen, ihre Schönheit sei so einzigartig wie ihr Fingerabdruck - und dann würde sie ihm einen Korb geben.

Sie wohnte an der Küste, etwa zwei Meilen entfernt von ihrer Schule im Nachbarort Infanta. Wenn sie an wolkenlosen Nachmittagen nach Hause ging, folgte sie der Straße. Zwar war der Weg ein wenig länger als am Strand entlang - an einigen Stellen machte die Straße einen Schlenker landeinwärts und schlängelte sich durch Reisfelder und Weiler -, doch der größte Teil der Strecke lag im Schatten hoher Palmen. Morgens hingegen bevorzugte sie den Strand. Um sieben Uhr stand die Sonne noch nicht so hoch.

»Guck mal«, sagte ein Junge, als sie an ihm vorüberging. Er kniete ein paar Meter weiter mit dem Rücken zu ihr neben einem großen, feinmaschigen Kescher, mit dem er im Flachwasser Jagd auf junge Milchfische machte. Vor ihm stand ein weißer Plastikbehälter, in dem er seinen Fang aufbewahrte.

Rosa blieb leicht verwundert stehen.

Erst als er über die Schulter blickte, um sich zu vergewissern, daß sie ihn gehört hatte, erkannte sie den Jungen als Lito. Sie waren gleichaltrig und wohnten in benachbarten Barangays, daher wußte Rosa von ihm, doch sie hatten nie ein Wort gewechselt. Er ging nicht zur Schule, und sie hatten keine gemeinsamen Freunde. Sie waren sich nur ein einziges Mal begegnet, bei einer Fiesta, als Litos älterer Cousin Rosa um einen Tanz gebeten hatte. Lito war sein Schatten gewesen, Hintermann im Hintergrund. Als sie höflich verneint hatte, war Lito neben seinen Cousin getreten und hatte den Mund aufgemacht,

als ob er etwas sagen wollte. Statt dessen hatte er genickt, was Rosa als stillschweigende Bestätigung ihres Eindrucks gewertet hatte, daß es keine besonders gute Idee sei, mit seinem Cousin zu tanzen. Einen Augenblick später waren die beiden Jungen verschwunden.

»Jetzt guck doch mal«, sagte Lito mit einer ungeduldigen Erwartung in der Stimme, die Rosa noch verwunderlicher fand. Seit ihrem sechzehnten Geburtstag verhielt sich das männliche Geschlecht ihr gegenüber nämlich äußerst höflich und zuvorkommend.

»Ich muß zur Schule«, entgegnete Rosa.

»Ich weiß. Ich sehe dich fast jeden Morgen zur Schule gehen. Manchmal von meinem Boot aus, weit draußen auf See. Dann bist du nur ein kleiner Punkt am Strand. Aber meistens bin ich morgens hier, und dann sehe ich dich immer.«

»Oh...«

»Schon gut. Ich wußte, daß du mich noch nie gesehen hast. Ich dachte bloß, das könnte dich interessieren.«

»Was?«

»Tja.« Lito zuckte die Achseln. »Dazu mußt du schon gucken.«

Rosa zögerte kurz und ging dann durch den Sand auf ihn zu. Als sie näher kam, nahm er ein T-Shirt und warf es sich so über die Schulter, daß es die linke Brusthälfte bedeckte. Dann erst drehte er sich zu ihr um.

»Und?« fragte Rosa.

Lito zeigte auf das Wasser in dem Plastikbehälter. »Du mußt es dir aus der Nähe ansehen. Du mußt näher ran.«

Rosa ging in die Hocke.

»Achte auf meinen Finger. Da. Siehst du das ganz

kleine Baby hier?«

»...Ja.«

»Fällt dir daran etwas auf?«

»Nein.«

»Was siehst du?«

»... Eigentlich sehe ich zwei Babys.«

»Nein, du denkst, daß du zwei Babys siehst, die nebeneinander schwimmen. Aber in Wirklichkeit sind es gar keine zwei Babys. Es ist nur eins, mit zwei Schwänzen...« Lito runzelte die Stirn. »Ich fange diese Babys jetzt schon, seit ich ein Baby war, aber so was hab ich noch nie gesehen. Vielleicht ist seiner Mutter was passiert. Vielleicht ist sie von einem größeren Fisch verletzt oder gebissen worden, als sie schwanger war. Ein Schock oder so...«

»Seit du ein Baby warst?« sagte Rosa lachend. Dann zog sie, eher ratlos als verärgert, die Stirn in Falten. »Und das sollte so interessant sein?«

»Ja.« Lito wirkte mit einem Mal beunruhigt und zerrte nervös an einer Falte seines T-Shirts. »Findest du es etwa nicht interessant?« fragte er.

»Doch... sehr interessant sogar.«

Das schien ihn nicht zu überzeugen.

»...Ich muß jetzt zur Schule.«

»Ja.«

Sie standen auf, und bevor Rosa noch etwas sagen konnte, hatte Lito sich auch schon seinen Kescher geschnappt und trottete ins seichte Wasser.

Rosa sah ihm einen Augenblick nach. Er war nicht klein, aber auch nicht besonders groß und genauso schwarz wie die anderen Fischerjungen. Doch er sah besser aus und

hatte weniger Narben als die meisten seiner Freunde, und er trug das Haar viel kürzer. Wer etwas auf sich hielt und wessen Eltern es erlaubten, hatte eine Disco-Frisur und hinkte damit, wie im Barrio üblich, der Mode in Manila um mindestens ein Jahr hinterher.

Vielleicht hatte Lito strenge Eltern. Aber eigentlich fand Rosa es gar nicht so schlimm, daß er keine Disco-Frisur hatte. Disco-Frisuren, überlegte sie und machte sich wieder auf den Weg nach Infanta, sahen ziemlich albern aus. Komisch, daß ihr das erst jetzt auffiel, aber sie waren überhaupt nicht männlich.

Als Leesha in der Mittagspause vorschlug, das Schulgelände zu verlassen, damit sie sich in dem ausgebrannten Armeetransporter aus dem Zweiten Weltkrieg ungestört unterhalten konnten, wußte Rosa sofort, daß etwas Wichtiges geschehen war.

Auch Ella schöpfte Verdacht, als sie die beiden zufällig vom Hof schlendern sah. Sie lief ihnen hinterher und holte sie gerade noch ein, bevor sie in der Abgeschiedenheit des Dschungels verschwanden.

Erwartungsvoll stiegen sie ins Führerhaus und legten sich Palmblätter unter, damit sie sich an den rostigen Sitzen nicht die Kleider schmutzig machten. Doch selbst ihre kühnsten Erwartungen wurden bei weitem übertroffen.

»Was?« Ella schnappte nach Luft. »Wie bitte?« Sie fuchtelte sich nervös mit der Hand vor dem Gesicht herum und hätte sich beinahe die Brille von der Nase gestoßen.

»Schnell, mir ist schwindlig. Ich werde gleich ohnmächtig.«

»Ihr habt ganz richtig gehört«, sagte Leesha mit keckem, herausforderndem Lächeln.

»Ist dir eigentlich klar«, begann Ella und verstummte, weil sie sich dringend Luft zufächeln mußte. Sie atmete ein paarmal tief durch, um Kraft für einen zweiten Anlauf zu sammeln. Dann, nach einem Blick in das dichte Laub rings um den Wagen, flüsterte sie: »Ist dir eigentlich klar, daß es jetzt kein Zurück mehr gibt?«

»Natürlich. Aber ich will doch auch gar nicht mehr zurück. Ich will ihn heiraten und er mich.«

»Sagt er!«

»Ich habe ihm von Anfang an gesagt, daß ich nicht wie die Mädchen im Hinterland bin.«

»Und?«

»Er hat gesagt, die Mädchen im Hinterland hätten ihn noch nie interessiert.«

»Ach?« sagte Ella und zog die Augenbrauen hoch.

»Dafür ist er aber ziemlich oft über die Berge gefahren.«

»Aber nur, um Doublon und Simeon zu begleiten.«

»Aha.«

»Von wegen Aha.«

»Ahha.«

»Von wegen Ahha! Wenn ich ihm nicht vertrauen würde, könnte ich ihn auch nicht heiraten.«

»Heiraten!« öffte Ella sie nach. »Zu schön, um wahr zu sein.«

»Heute abend sage ich es meinen Eltern.«

»Heute abend! Meinst du, sie sind einverstanden?«

»Das will ich doch schwer hoffen.«

»Ach, mach dir da mal keine Sorgen. Turing ist so was von... Mann! Sein Vater übernimmt demnächst das Sägewerk!«

»Ja, es heißt, er wird Geschäftsführer, wenn Tata Rudy in Rente geht.«

Ella riß die Augen auf. »Mit anderen Worten, eines schönen Tages übernimmt Turing den Laden.«

»Ja«, seufzte Leesha. »Aber das interessiert mich nicht. Ach, Ella, wenn man verliebt ist, spielen Sägewerke keine Rolle.«

»Es ist einfach zu schön!«

Dann herrschte Schweigen. Rosa ließ eine angemessene Zeitspanne verstreichen, dann räusperte sie sich und fragte: »Was genau ist eigentlich blasen?«

Der Vorgang an sich war ebenso vorhersehbar (Rosa hatte gerüchteweise davon gehört) wie unerwartet (sie hatte den Gerüchten keinen Glauben geschenkt). Ganz und gar unerwartet aber traf sie die Erkenntnis, daß sie, während Leesha sich in anschaulichen Schilderungen erging, plötzlich an Lito denken mußte. Erschrocken versuchte sie den Gedanken an ihn zu verdrängen und redete sich ein, daß der Grund dafür einzig und allein in ihrem morgendlichen Zusammentreffen zu suchen sei. Sein Gesicht hatte sich ihr unwillkürlich eingeprägt, insofern war es eigentlich kein Wunder, daß sie an ihn dachte. Er war einfach der erstbeste Junge, der ihr in den Sinn gekommen war, und sie hatte die Erinnerung unbewußt ein wenig ausgeschmückt. Doch das war reine Augenwischerei, denn kurz darauf war das Bild von Lito wieder da. Diesmal erschrak Rosa über die jähe Anwendung von Eifersucht auf Leesha. Dann über das sonderbare Glücksgefühl, das sie mit einem Mal verspürte, und schließlich über ihre heißen Wangen.

Leesha hatte ihr Erröten sofort bemerkt. Sie deutete es als ein Zeichen ihrer Scham. Rosa spielte mit dem kleinen versilberten Kruzifix um ihren Hals und ließ Leesha in ihrem Glauben.

Chismis, Tratsch und Klatsch wie eine leichte Brise, stark genug, um die verschwitzten Feldarbeiter leise fröstelnd aufblicken zu lassen. Die chismis-Weiber

sammelten und streuten die Gerüchte. Niemand traute ihnen, doch alle gaben ihnen ihre intimsten Geheimnisse zu treuen Händen, und sie nahmen sie dankbar an. Denn darin bestand ihre Kunst. Ellas Kunst. Seit sie fünf oder sechs gewesen war, galt Ella als chismis-Weib in spe. Es hieß, sie mache ihre Kurzsichtigkeit und ihre dünnen Lippen durch das zweite Gesicht und eine große Klappe wett.

Als es an diesem Nachmittag zum Schulschluß läutete, war die Kunde von Leeshas Neuigkeiten bereits über die Grenzen von Infanta hinausgedrungen und arbeitete sich querfeldein zu ihrem Barrio, ihrem Haus vor. Rosa trottete ihr träge hinterdrein und hielt gedankenverloren nach schönen Blumen am Wegesrand Ausschau.

Rosas Vater Doming sprach beim Abendessen kein Wort. Das war nichts Besonderes - manchmal verging eine ganze Woche, ohne daß er den Mund aufmachte. Seit er beim Dynamitfischen das Gehör verloren hatte, verständigte er sich hauptsächlich durch Nicken, Lächeln, Achselzucken und ähnliche Gesten.

Zwar waren bei der Unterwasserexplosion nur seine Ohren in Mitleidenschaft gezogen worden, aber Doming hatte noch nie viel geredet. Bisweilen hatte Rosa das Gefühl, daß ihr Vater überhaupt erst seit dem Unfall ganz er selbst war.

Daß Corazon beharrlich schwieg, war allerdings ungewöhnlich. Normalerweise machte Corazon die Wortkargheit ihres Mannes durch doppelte Geschwätzigkeit wett, doch seit sie sich zu Tisch gesetzt hatten, war noch kein Wort über ihre Lippen gekommen.

Nach einer Weile wurde Rosa unruhig. Zwar war die Stille nicht eisig oder betreten, aber doch irgendwie geladen, und Rosa wollte endlich wissen, womit. »Ist was, Mutter?« fragte sie und tat sich eine Portion Hühnerhals auf ihren Teller.

Corazons Augenbrauen zuckten. »Was soll denn sein?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht?«

»Nein«, sagte Rosa wahrheitsgemäß. »Keine Ahnung. Aber du wirst es mir bestimmt gleich verraten.«

Corazons Augenbrauen zuckten erneut. Dann schürzte sie die Lippen. »Wie geht's in der Schule?«

»...In der Schule?«

»Ja, in der Schule. Wie geht's in der Schule?«

»Gut.«

»Ach ja?« sagte Corazon. »Das ist ja interessant... Ich dachte, deine schulischen Leistungen würden als erstes darunter leiden...«

Rosa blickte zu ihrem Vater, um zu sehen, ob er etwas von dieser rätselhaften Unterhaltung mitbekam, doch das war offensichtlich nicht der Fall. »Worunter leiden?«

»Wie ich sehe, hast du eine Blume im Haar«, übergang Corazon die Frage ihrer Tochter.

Rosa zögerte. »Ich hab sie auf dem Nachhauseweg...«

»Was du nicht sagst. Kenne ich ihn?«

»...Kennen? Wen?«

»Den Jungen. Kenne ich ihn? Oder willst du mich wie Leeshas Mutter vor vollendete Tatsachen stellen?« Corazon beugte sich über den Tisch, und ihre gekräuselten Lippen verzogen sich zu einem breiten Lächeln. »Wird mir morgen nachmittag beim Reiswaschen vielleicht eine leise chismis-Brise ins Ohr flüstern, daß meine Tochter mit ihrem zukünftigen Mann intim gewesen ist?«

Rosa zog sich mit einer Hand die Blume aus dem Haar und schlug sich die andere vor den Mund.

»Ist es Mario?«

»Nein!«

»Gregorio?«

»Es gibt keinen Jungen!«

»Gut, gut. Du trägst zwar auf einmal eine Blume im Haar, aber es gibt keinen Jungen.« Corazon brach in schallendes Gelächter aus. »Ich will dir mal was verraten. Wenn eine erst einmal geheiratet hat, lassen die anderen

nicht lange auf sich warten. Paß auf, in ein paar Monaten steht ihr beim Padre in euren besten Kleidern Schlange. So ist es immer schon gewesen. Allerdings...« Sie rümpfte geziert die Nase, »...war ich die erste in meiner barkada.«

»Es gibt keinen Jungen.«

»Ich warte auf die leise Brise...«

»Da kannst du lange warten.«

»Ich tippe auf Mario.«

»Wenn ihr fertig seid, räume ich jetzt die Teller ab.«

»Bald werden es die Teller eines Mannes sein!«

Rosa konnte nicht einschlafen. Sie spürte ihr Bett. Zwar schlief sie seit sechs Jahren auf denselben Brettern und hatte bis dahin immer auf ähnlich schmalen Holzbohlen geschlafen - aber jetzt spürte sie das Bett zum ersten Mal. Es war klein und hart und knarrte, wenn sie sich bewegte.

Teller, dachte Rosa, als sie eine Eidechse über die Zimmerdecke huschen sah. Neue Teller, neues Bett... Das eine war ohne das andere nicht zu haben.

»Engelchen!« rief Doming, als Rosa hinter dem Vorhang verschwand, der ihr Zimmer vom Rest des Hauses trennte. Rosa steckte den Kopf noch einmal heraus und fragte sich, weshalb er sein gewohntes Schweigen brach.

»Was?« fragte sie stumm zurück.

»Warum hast du die Blume aus dem Haar genommen?« brüllte er so laut, daß Corazon sich die Ohren zuhalten mußte. »Das sah sehr schön aus! Steck dir morgen wieder eine Blume ins Haar!«

»Mal sehen.«

»Hast du was gesagt, Engelchen?«

Rosa hielt sich die Öllampe vors Gesicht, damit Doming ihre Lippen sehen konnte. »Mal sehen«, wiederholte sie. »Wenn ich auf dem Weg zur Schule eine schöne Blume finde.«

»Halt die Augen offen! Vielleicht findest du ja eine schöne Blume!«

»Ist gut.«

»Dann gute Nacht, mein Engelchen!«

»Ja. Gute Nacht.«

Irgendwann, für kurze Zeit, wird alles Tote schwarz und rosa. Menschen und Tiere: schwarz, wo bloße Haut zu sehen ist, und wenn die schwarze Haut abblättert oder platzt, glänzt das Fleisch darunter feucht und rosa. Dann ist der Geruch am schlimmsten. Der Gestank trifft einen mit solcher Wucht, daß sich die Halsmuskeln zusammenziehen. Dadurch gelangt zwar keine schlechte Luft mehr in die Lunge, doch die schlechte Luft, die sich bereits in der Lunge befindet, kann auch nicht mehr entweichen.

Ein leiser Hauch des Todes breitete sich in Rosas Innerem aus wie ein Öltropfen auf einer glatten Wasseroberfläche. Binnen weniger Sekunden hatte er ihren ganzen Körper erfaßt. Sie machte schnelle Schritte und hielt den Atem an, bis sie wieder frische Luft schöpfen zu können glaubte. Doch sie hatte die Reichweite des Gestanks unterschätzt, und ihre schnellen Schritte brachten sie der Quelle nur noch näher. Ein vom Wasser aufgedunsenes Schwein lag, halb im Sand begraben, am Strand, von der Dreiuhrflut angetrieben.

»Es ist wahrscheinlich heute nacht an Land gespült worden«, meinte Lito. »Ich habe dich den Strand entlangehen sehen. Ich hätte dich warnen sollen.« Eine Hand schwebte schüchtern zwei oder drei Zentimeter über Rosas Rücken, um sie zu beruhigen, falls sie sich noch einmal übergeben mußte. Die andere hielt die Blume, die sie gepflückt und fallen gelassen hatte, als sie blindlings

vom Strand fort auf die Bäume zugestolpert war. »Guck mal, die Blume ist noch heil. Du kannst sie dir wieder ins Haar stecken.«

Rosa starrte auf das Fleckchen Erde und das erbrochene Frühstück zwischen ihren aufgestützten Händen. »Du kannst sie behalten.« Sie war derart verwirrt und beschämt, daß sie nicht wußte, was sie sagte. »Sie war sowieso für dich.«

»Die Blume war für mich?«

»Ich habe sie nur deinetwegen getragen.«

»...Warum?«

»Keine Ahnung«, sagte Rosa und spuckte aus.

Lito zögerte. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

»Ich muß mir den Mund abwischen.« Rosa blickte auf.

Lito hatte sich sein T-Shirt wie ein Handtuch über die Schulter geworfen - genau wie am Vortag, als sie seinen mutierten Milbfisch in Augenschein genommen hatte. »Kann ich dein T-Shirt haben? Ich muß mir den Mund abwischen. So kann ich unmöglich zur Schule gehen.«

Lito runzelte die Stirn. »Hm«, machte er, noch immer zögernd.

»Ist es sauber?«

»Ja.«

»Ich wasche es hinterher im Meer aus.«

»Nein, das mache ich schon selber.«

»Also...?«

Als er ihr das T-Shirt reichte, trat er gleichzeitig einen Schritt zur Seite, so daß sie ihm den Rücken zuwandte. Entweder wollte er etwas verbergen, oder er hatte sich aus reiner Höflichkeit zurückgezogen, damit Rosa sich das Erbrochene unbeobachtet abwischen konnte.

Sie sagte murmelnd danke.

Das T-Shirt roch stark nach Seife. Er mußte es am Vorabend gewaschen haben, was ihr merkwürdig vorkam, denn es war schließlich sein Arbeitshemd. Es war uralt, am Kragen völlig ausgefranst, und trotzdem strahlend weiß, wie neu.

Als sie fertig war, drehte Rosa das T-Shirt um und sog den Seifenduft des Stoffes noch einmal tief in ihre Lunge, um sich von den letzten Rest des Kadavergestanks zu befreien. Dann hielt sie es hoch, damit Lito es sich nehmen konnte, und als sie aufgestanden war und sich zu ihm umwandte, hing es schon wieder über seiner Schulter.

Rosa dachte einen Augenblick nach. »Eigentlich würde ich es lieber selbst auswaschen.«

»Ich mach das schon. Kommst du denn nicht zu spät zur Schule?«

»Nein.«

»Trotzdem...«

»Trotzdem wasche ich es aus«, entschied Rosa. »Das ist doch wohl das mindeste.«

Als sie die Hand ausstreckte, zuckte er zusammen. Das hatte sie erwartet.

Litos rechter Brustmuskel befand sich, wo er hingehörte, der linke nicht. Er fehlte. Unter einer dünnen Hautschicht war sein Brustkasten deutlich zu erkennen, von der Magengrube bis hinauf zum Schlüsselbein. Das Fehlen des Muskels wurde durch eine Überentwicklung des rechten Pectoralis und der linken Schulter ausgeglichen. Mit den falschen Rundungen an den falschen Stellen war Litos Oberkörper völlig deformiert.

»Du kannst froh sein, daß du schon gekotzt hast«, sagte Lito mit einem hoffnungslos nervösen Lachen.

Rosa ließ sich mit der Antwort Zeit. »Du siehst aus wie ein Schokoladenriegel«, sagte sie schließlich. »Ein Schokoladenriegel, aus dem jemand ein Stück herausgebissen hat. Und deine Rippen sind die Zahnabdrücke.«

Er starrte erst zu Boden, dann auf das T-Shirt, dann wieder zu Boden.

»Es ist dir peinlich.«

Er nickte.

»Es braucht dir nicht peinlich zu sein.« Rosa hob die Hand und versetzte ihm einen leichten Stups gegen den Oberarm. »Es ist doch gar nicht schlecht, ein Schokoladenriegel zu sein.«

Sandmännchen

1

Gar nicht schlecht. Dasselbe hatte Rosa zu Raphael gesagt, als er alt genug war zu verstehen, was mit ihm los war und warum. Es ist doch gar nicht schlecht, ein Schokoladenriegel zu sein.

Wenn sie ehrlich gewesen wäre, hätte sie hinzufügen müssen, daß es zwar nicht schlecht war, aber auch nicht leicht. Mit einem deformierten Körper würde er es im Leben schwerer haben als andere Menschen. Und sie hätte hinzufügen müssen, daß gut und schlecht ohnehin keine Rolle spielten. Schwer hieß das entscheidende Wort.

»ER!«

»Ja«, rief Rosa, obwohl ihr augenblicklich tausend Sachen einfielen, die sie lieber getan hätte, als sich ER anzusehen, zumal mit ihrer Mutter. »Ich komme.«

»Du hast den Anfang verpaßt! Und jetzt komme ich nicht mehr mit!«

»Am Anfang zeigen sie doch nur, was letzte Woche passiert ist. Der Ansager sagt: Das geschah bisher bei emergency room, oder so was.«

»Nein«, widersprach Corazon mit erhobenem Zeigefinger. »Erst kommt Das geschah bisher. Dann gibt es eine Einführung in die neue Folge. Siehst du, der Vorspann ist schon vorbei. Du hast sowohl Das geschah bisher als auch die Einführung verpaßt.«

»Keine Angst, wir kommen schon wieder rein.«

Mullbinden, Medikamente, Affären zwischen Ärzten und Schwestern, cholerische Chirurgen - die Krankenhausserie beeindruckte Rosa immer wieder. Die Drehbuchautoren hatten gründlich recherchiert. Nur eine Kleinigkeit hatten sie übersehen. Die Statisten. Ohne sich besonders für die Handlung zu interessieren beobachtete Rosa die Statisten, auf der Suche nach einer vertrauten Miene oder Körperhaltung, doch sie waren einfach nicht da. Nein, nicht die Verletzten - sondern die Geistergesichter. Diese nahezu durchsichtigen Gestalten, benommen, schwankend, auf einem Stuhl zusammengesunken. Trübe Augen, gebleckte Zähne, der Mund weit aufgerissen vor Entsetzen. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß eine Unfallstation ohne diese Menschen existierte.

Und es kamen zuwenig Schußverletzungen herein, aber das lag vielleicht daran, daß es in Chicago keine Banden gab.

»Meinst du, der kleine Negerjunge stirbt?« fragte Corazon nach zehn Minuten.

Rosa stellte eine Schnelldiagnose, die teils auf ihrer medizinischen Fachkenntnis und teils auf der Rolle beruhte, die der kleine Junge in dieser Folge spielte. Rippenbruch, wahrscheinlich punktierte Lunge, Engelsgesicht, prügelnder Vater, drogenabhängige Mutter auf Entzug. Der Junge wurde von dem Arzt behandelt, den Rosa sehr guapo fand. Nein, mehr als guapo. »Ich glaube kaum. Es sei denn, es gibt Komplikationen.«

»Bei ER weiß man nie! Da gibt es oft Komplikationen! Selbst in reichen amerikanischen Krankenhäusern mit

modernster Technik sterben Kinder! Bei ER ist alles möglich.« Corazon schauderte. »Weißt du noch, die Geschichte von dem kleinen Mädchen mit Aids? Stell dir das mal vor.«

Das Klingeln des Telefons ersparte Rosa die Mühe, es sich vorstellen zu müssen, auch wenn sie dazu keiner allzu großen Phantasie bedurfte. »Ich geh dran«, sagte sie und sprang auf. »Ich bin dann in der Küche.«

»Laß es doch klingeln! Wie kannst du ausgerechnet jetzt telefonieren?«

»Es könnte doch das Krankenhaus sein. Vielleicht ein Notfall?«

»Unsinn. Das weißt du genausogut wie ich.«

»Trotzdem.«

»Wie du willst. Dein Glück. Ich glaube, gleich kommt eine Werbepause, aber die dauert nicht lange.«

»Werbepause«, sagte Rosa, ohne sich noch einmal umzudrehen. »Aha.«

»Hallo«, sagte ihr Mann. »Ich wollte dir nur sagen, daß ich unterwegs bin.«

»Bist du schon über die United Nations Avenue?«

»Noch nicht, aber gleich.«

»Gut... Bleibst du noch einen Moment dran?«

Rosa stellte sich ihn vor. Er hatte einen Arm aus dem Fenster gehängt und verscheuchte Bettler und Straßenhändler mit seiner Zigarette. In der anderen Hand hielt er sein Handy. Im Stoßverkehr brauchte er das Steuer nicht festzuhalten. Um den Wagen langsam vorwärts rollen zu lassen, genügte ein leichter Tritt aufs Gaspedal.

»Hast du eine Hand am Steuer?«

»Nee... Warum fragst du?«

»Keine Ahnung. Nur so.«

»Hmm.«

Eine Weile lauschten die beiden den Geräuschen am jeweils anderen Ende der Leitung. Rosa hörte Autohupen und jaulende Motoren, ihr Mann leises Seufzen — trotz des lauten Handyrauschens.

»Ist was, Rosa?« fragte er nach dem dritten Seufzer und setzte, bevor sie eine Antwort geben konnte, hinzu: »Corazon treibt dich zum Wahnsinn, was?«

»Wie immer, aber ich weiß nicht, heute geht es mir besonders auf die Nerven. Wir haben uns gestritten. Sie hat wieder von Sarap angefangen, und da habe ich gedacht...«

»Du mußt sie einfach ignorieren, Röschen.«

»Ich kann nicht. Schon gar nicht, wenn sie abends mit den Kindern zugange ist.«

»Raffy wird damit schon fertig, Blumenblättchen.«

»Er ist doch noch so klein.«

»Keine Sorge, Stengelchen.«

»Stengelchen.« Rosa lächelte. »Wie war's mit Dörnchen?«

»Dornen kann ich nicht leiden, Würzelchen.«

»... Ich glaube, ich wäre aber lieber eine Dorne als ein Wür-Zeichen.«

»Also, wenn du mich fragst, hat deine Mutter genug Dor -« Er verschluckte den Rest. »Oje«, murmelte er. Dann trat eine Pause ein. »...Nein! Ach, du Scheiße! Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

»Was ist?« fragte Rosa ängstlich.

»Zwei Kinder! Zwei verschissene Straßenbengel! Sie haben ... Ihr miesen kleinen Scheißer! Verdammte Mistfliegen! Hiergeblieben, ihr kleinen...«

»Was ist denn passiert?«

»Herrgott noch mal.« Die Wagentür ging auf und zu.

»Ja... Ja! Sie haben es tatsächlich gewagt!«

»Was denn?«

»Ich habe einen Platten. Sie haben mir Nägel unter den Reifen gelegt.« Er wurde von nervösem Hupen unterbrochen. »Ich habe einen Platten, ihr Arschgeigen! Was stellt ihr euch denn so an? Zwei Meter weiter, und ihr steht sowieso wieder!« Das Hupen hielt an. »Ich fahr rechts ran, dann könnt ihr Gas geben! Aber Bleifuß, wenn ich bitten darf!«

»Reg dich nicht auf, Liebling. Fahr den Wagen von der Straße.«

»Diese Leute!«

»Ich weiß. Bitte, fahr den Wagen von der Straße und

wechsle den Reifen.«

»Herrgott noch mal! Ich wollte doch bloß nach Hause! Scheiße! In zehn Minuten wäre ich dagewesen, und jetzt sitze ich hier fest!«

»Ich weiß.«

»Ich muß Schluß machen. Herrgott noch mal! Diese verschissenen Straßenbengel!«

»Die sind doch längst über alle Berge. Komm, wechsle den Reifen.«

»...Ja.«

»Na gut.«

»Na gut.«

Er legte auf.

Rosa sah den Flur entlang und beobachtete das bläuliche Flimmern des Fernsehers, das durch die Zimmertür fiel. Dann ging sie wieder in die Küche, setzte den Kessel auf und öffnete den Gefrierschrank. Ein Halbliterbecher Magnolieneis, Halo Halo.

Nachdem sie dreimal gerufen hatte, schien Corazon sich damit abgefunden zu haben, daß sie ER alleine sehen mußte. Rosa hatte Gewissensbisse - es erstaunte sie immer wieder, daß sie trotz aller negativen Gefühle ihrer Mutter gegenüber vor allem Liebe für sie empfand -, doch die reichten nicht aus, um sie ins Wohnzimmer zurückzutreiben. Sie wollte sich später bei ihr entschuldigen.

Also trank sie ihren Kaffee, löffelte das Halo-Halo-Eis in sich hinein und überflog das Kreuzworträtsel, das sie in der Mittagspause nicht mehr hatte lösen können.

»Sitzen Sie immer hier, po?«

Rosa ließ den Blick über Park und Ufer schweifen. Es war ein reiner Reflex — sie wußte, wo sie war und daß sie immer auf derselben Bank saß. Trotzdem vergewisserte sie sich. Dem kleinen alten Mann zuliebe, der sie danach gefragt hatte.

»Ja, po«, sagte sie, nachdem sie beruhigt festgestellt hatte, daß die vertäuten Frachtschiffe, die kümmerlichen Palmen und die verdorrte Rasenfläche sich an ihrem angestammten Platz befanden.

Der Alte kratzte sich den kahl werdenden Schädel. »Ich auch, po. Jeden Tag. Von elf bis halb zwölf. Und jetzt komme ich einmal etwas später, und schon ist mein Platz besetzt.«

»Ach was, die Bank ist groß genug für zwei. Warten Sie, ich räume das schnell weg.« Sie schob die Zeitung und ihr Mittagessen beiseite.

»Das ist sehr höflich von Ihnen, po.«

»Unsinn, po. Meine Brote brauchen nicht soviel Platz. Möchten Sie vielleicht eins?«

»Danke«, sagte er. »Aber das machen meine Zähne nicht mehr mit. Ich esse lieber einen Biko.« Er zog ein in Papier gewickeltes Stück Klebreiskuchen aus seiner Hemdtasche. »Lassen Sie sich von mir bei Ihrem Kreuzworträtsel nicht stören.«

»Ach, ich komme sowieso nicht weiter.«

»Wo hapert's denn?«

»Ahm...« Rosa starrte auf die leeren Felder.

»Unmutsäußerung. Sechs Buchstaben, der dritte ist ein...«

»Sayang«, sagte der Alte vergnügt.

»Sayang? Ja, das paßt, po...«

»Sayang. Das sage ich auch immer, wenn sich mein Unmut äußert.« Er lachte meckernd. »Und das ist in meinem Alter wahrhaftig keine Seltenheit. Ich sage x-mal am Tag sayang! Nächste Frage.«

»Gut... Zahl des Messers, zwei Wörter, mit sechs beziehungsweise fünf...«

»Byente nwebe.«

Rosa setzte die Buchstaben kopfschüttelnd ein. »Natürlich. Warum bin ich nicht von selbst

daraufgekommen? Schließlich sehe ich jeden Tag mindestens zehn *byente-nwebe*-Verletzungen. Und *byente* paßt zu sayang.«

»Na also, doctora«, sagte der Alte strahlend. »Aber jetzt ist es genug. Ich will Ihnen Ihr Kreuzworträtsel nicht ruinieren.«

»Aber Sie ruinieren es doch überhaupt nicht, po!«

»Sie sind sehr freundlich. Noch sind Sie von mir beeindruckt. Aber wenn ich bei der nächsten Frage passen muß, finden Sie mich vermutlich nicht mehr ganz so beeindruckend. Also belassen wir es dabei.« Er zwinkerte ihr zu. »Sie sehen, ich bin nicht auf den Kopf gefallen.«

»Nein, po«, sagte Rosa lachend. »Ganz und gar nicht.«

Der Alte knabberte an seinem Klebreiskuchen. Dann, nachdem er den Bissen heruntergewürgt hatte, sagte er: »Sie sind eine waschechte Tagalog. Aus der Provinz Quezon.«

Rosa nickte. »Sie auch, po.«

»Kennen Sie Infanta?«

»Ich bin ganz in der Nähe von Infanta aufgewachsen, po.«

»Ich komme aus Polilio.«

»An klaren Tagen konnte man Polilio von uns aus sehen.«

»Ja... Deshalb kommen wir in der Mittagspause in diesen Park. Ein bißchen Meer, ein paar Kokospalmen.« Er legte seine knöchernen Hände an die Schläfen. »Wenn man die Hände so hält und in eine bestimmte Richtung schaut, sieht man nur noch Palmen und das Meer und kann so tun, als wäre man zu Hause.«

»Abgesehen vom Krach und dem Gestank, po.«

»Ja. Krach und Gestank... und das Meer ist so dreckig wie die Pißrinne eines Schweinestalls, und die Bäume haben graue Blätter.« Der Alte biß ein zweites Mal in seinen Klebreiskuchen und kaute langsam - traurig, dachte Rosa. Dann schleuderte er den Hausschuh von seinem rechten Fuß und zeichnete mit den Zehen etwas zwischen die Zigarettenkippen im Staub. »Ich verabscheue diese Stadt. Ich bin jetzt seit dreißig Jahren hier, und ich habe sie von Anfang an gehaßt. Wo ich wohne, wächst weit und breit kein Grashalm, außer in den Rissen im Beton. Möchten Sie vielleicht so leben?«

»Nein, po. Unser Viertel ist eigentlich ganz hübsch. Viel Grün, Bäume und Blumen, und im Moment steht alles in voller Blüte.«

»Ach ja, die Blüte. Das ist schön. Aber... nicht wie zu Hause.«

»Nein, po«, bekräftigte Rosa. »Ganz und gar nicht wie zu Hause.«

»Tut es Ihnen leid, daß Sie fortgegangen sind?«

»Nein. Oder, ich weiß nicht. Das heißt...« Rosa runzelte nachdenklich die Augenbrauen. »Hier in Manila geht es mir besser, als ich es mir je hätte träumen lassen. Ich bin Ärztin, meine Kinder gehen auf eine gute Schule, ich habe ein großes Haus. Ein Auto... Aber ich hatte mir mein Leben eigentlich etwas anders vorgestellt.«

»Könnte es sein, daß Ihnen die Heimat doch ein wenig fehlt?«

»...Ja, po.«

»Sind Sie zum Studieren hergekommen?«

»Ja.«

»Zum Studieren«, murmelte der Alte und legte den

Kopf schief. »Aber das ist noch nicht alles.«

»...Nein.«

»Es gab noch einen anderen Grund. Und das ist keine schöne Geschichte.«

Rosa gab keine Antwort. Urplötzlich standen ihr Tränen in den Augen und rollten ihr über die Wangen. »Oh«, schluchzte sie, bückte sich und kramte in ihrer Tasche nach Papiertüchern. »Das ist mir ja so... Ich weiß auch nicht, warum ich auf einmal...« Als sie die Packung gefunden hatte, richtete sie sich wieder auf und legte sie sich ungeöffnet auf den Schoß. »Entschuldigen Sie, po.«

»Ach.« Er sah sie blinzeln an, nahm ihre Hand und drückte sie sanft. »Na, na... Ganz ruhig. Ich bin seit dreißig Jahren hier. Niemand kommt mit einer schönen Geschichte in diese Stadt.«

»Sayang.«

Rosa zog die Buchstaben mit dem Füllfederhalter nach. Der Kaffee war kalt, die Eiscreme geschmolzen, und etwas Warmes schmiegte sich an ihren Schenkel. Obwohl es schon seit einer ganzen Weile da war, nahm sie es erst jetzt richtig wahr.

»... Solltest du nicht eigentlich längst im Bett sein, Raffy?«

Ein Augenpaar erschien über der Tischkante. »Ich bin aber noch gar nicht müde.«

»Na, dann komm mal her. Laß dich anschauen.« Sie packte ihn unter den Armen, hob ihn hoch und setzte ihn sich aufs Knie. Er kuschelte sich an sie. »Möchtest du ein Eis?«

»Nein. Wo ist Papa?«

»Er sitzt unterwegs fest, irgendwo bei United Nations Avenue. Willst du ihn anrufen?«

»Ja.«

»Dann gib mir mal das Telefon, ich wähle für dich.«

Es klingelte einmal, zweimal, dreimal. »Es dauert noch, Rose«, sagte eine schroffe Stimme. »Ich kriege die Radmuttern nicht ab. Langsam habe ich das Gefühl, die Scheißdinger sind festgeschweißt.«

»Hier will dich dringend jemand sprechen.«

»Jemand, der noch immer hellwach ist, obwohl er längst im Bett sein müßte?«

»Schon möglich.«

»Männlich? Weiblich?«

»Dreimal darfst du raten.«

»Na schön.« Sie hörte, wie der Kreuzschlüssel laut klirrend aufs Pflaster schlug. Dann eine ruhige Stimme.

»Gib her.«

»Hallo, mein Großer. Kannst du nicht schlafen?«

»Hallo, Papa. Ich kann nicht schlafen.«

»Sag ich doch.«

»Es ist so heiß, und ein Moskito ist durch das Netz gekommen, obwohl Mama das Loch gestopft hat. Sogar mehr als ein Moskito. «

»Wie die Moskitos bloß immer wieder dieses winzig kleine Löchlein finden...«

»Jedes Mal!«

»Nicht zu glauben. Aber man kann auch mit ein paar Moskitos im Zimmer schlafen, Raffy. Weißt du noch, wie wir Mamas Familie auf dem Land besucht haben? Und wer mit dicken Landmoskitos fertig geworden ist, wird doch vor kleinen Stadtmoskitos keine Angst haben?«

»Hmm. Was ist eigentlich los? Warum bist du noch nicht zu Hause?«

»Ich habe Überstunden gemacht. Eine Präsentation für einen japanischen Kunden vorbereitet. Und jetzt habe ich einen Platten. Ich wechsle gerade den Reifen.«

»Das Auto hat einen platten Reifen?«

»Mhmm.«

»Soll ich dir beim Wechseln helfen? Ich könnte doch kommen und...«

»Ich glaube, du gehst jetzt lieber in die Falle. Aber danke für das Angebot. Sag mal, hast du denn vor dem Zubettgehen auch brav gebetet?«

»Ah... nee.«

»Hast du's vergessen?«

»Mhhmm.«

»Na, siehst du. Vielleicht konntest du deshalb nicht einschlafen. Aber das macht ja nichts. Dann betest du eben jetzt.«

»Du meinst, ich konnte bloß nicht einschlafen, weil ich nicht gebetet habe?«

»Könnte doch sein.«

»Und der liebe Gott hat gemacht, daß ich nicht schlafen kann?«

»...Genau.«

»Echt?«

»Ja. Und wenn du jetzt betest, kannst du bestimmt auch schlafen.«

»Und warum hat der liebe Gott dann nicht gemacht, daß meine Brust nicht verbrennt?«

»... Der liebe Gott kann nichts dafür, daß deine Brust verbrannt ist.«

»Aber er hätte doch machen können, daß meine Brust nicht verbrennt?«

»Ja, schon, aber...«

»Schlafen ist ihm wichtiger?«

»Gut, Raffy. Ich muß den Reifen wechseln. Was hältst du davon, wenn du jetzt betest?«

Raphael hielt einen Augenblick inne und räusperte sich dann.

»Müde bin ich, geh zur Ruh, Mache beide Äuglein zu; Hab Dank im Himmel, Vater mein, Daß du hast wollen bei mir sein.«

»Sehr gut, Raffy.«

»Ich bin aber noch gar nicht müde.«

»Keine Angst, das wird schon. Und jetzt ab ins Bett. Wenn ich wieder da bin, sehe ich noch mal nach dir, und wenn du dann noch wach bist, können wir uns ja noch ein bißchen unterhalten. «

»Und wenn der liebe Gott dann schon gemacht hat, daß ich schlafe?«

»Dann will ich ihn nicht daran hindern.«

»...Ist gut.«

»Also dann, gute Nacht.«

»Ja. Gute Nacht.«

Als sie das Taktak der Pistolenkugeln hörte, ging ein Ruck durch Rosas Körper, und sie umklammerte Raphaels Schultern. Es war eine Salve von vier oder fünf Schüssen, und in der nachfolgenden Stille erschien Corazon in der Türöffnung.

»Woher kommt das?«

Rosa blickte sich um. «... Ich bringe Raffy schnell ins Bett.«

»Eine Schießerei!« rief Raphael. »Boah! Meinst du, die ist hier in der Nähe?«

»Unsinn. Die ist meilenweit entfernt. Und wird dich nicht davon abhalten, jetzt ins...«

Die zweite Salve schien länger und bedrohlicher. Dem stotternden Rhythmus nach zu urteilen waren es mindestens zwei kleinkalibrige Handfeuerwaffen.

»Ich glaube, das kommt aus den Slums.«

»Aus den Slums?« Raphael blieb vor lauter Aufregung die Luft weg. »Von wegen meilenweit entfernt, Mama! Das ist nur ein paar Häuser weiter!«

Lita kam blinzeln aus ihrem Zimmer. »Mama? Da draußen schießt jemand.«

Bei der dritten Salve mußte Rosa unwillkürlich an einen Reisigstapel denken, der in Flammen aufging.

Lita fing an zu weinen. Raphaels freudige Miene verfinsterte sich, und dann brach auch er in Tränen aus.

»Ach, meine Engelchen«, sagte Corazon. »Wovor habt ihr denn solche Angst? Rosa hat völlig recht. Die Schießerei ist in Wirklichkeit viel weiter weg, als ihr

denkt.«

Die Kinder blickten hilfesuchend zu ihrer Mutter, doch Rosa war zu verängstigt, um ihre Furcht länger verbergen zu können.

»Kommt, meine Kleinen.« Corazon lief hektisch hin und her und scheuchte die Kinder in ihr Zimmer zurück.

»Wenn ihr euch beeilt, singe ich euch auch was vor.«

»Danke, Mutter«, sagte Rosa, doch als sie sich umdrehte, war niemand mehr da. Sie stand noch immer an derselben Stelle, als die beiden letzten Schüsse krachten. Sie klangen anders als die anderen. Kompakter, lauter und irgendwie gezielter. Diese Schüsse hatten einen Menschen getötet.

»Hoffentlich ist es vorbei«, flüsterte sie. Und ein paar Minuten lang war nichts zu hören außer Corazons Gesang, dem alten Lied über süße Träume und den Sandmann.

Sturm und Drang

1

Rosa und Lito lagen auf einer billigen Decke vom Markt in Infanta. Ihr Kopf ruhte auf seinem Bauch, und er strich ihr sanft durchs Haar. Schulbücher, Keschern, Plastikbehälter und Kleider stapelten sich neben ihnen. Die Blätter und Äste ringsumher waren wie vier Wände und ein Dach. Das rhythmische Rauschen der Brandung wirkte beruhigend.

»Liegst du bequem?« fragte Lito leise.

Rosa nickte. »Und wie ist es mit meinem Kopf? Ist er dir nicht zu schwer?«

»Überhaupt nicht.«

»Ich kann mich auch anders hinlegen.«

»Nein, das ist wunderschön, mit deinem Kopf auf meinem Bauch.«

»Gut...« Rosa drehte den Kopf so weit zur Seite, daß sie ihn auf den Solarplexus küssen konnte.

»Franzbranntwein«, wisperte sie und küßte ihn ein zweites Mal. »Riecht süß.«

»Wie Schokolade?«

»... Nein, nur irgendwie süß.«

Die geborstenen Schalen von Kokosnüssen verliehen dem Waldboden einen zarten Duft. Der Sand, der zwischen den Bäumen hindurchwehte, bedeckte die Erde mit staubiger Wärme. Die Strahlen der Morgensonne, die durch das Laubdach stachen, zeichneten ein goldenes

Streifenmuster auf braune Haut.

Ihre schulischen Leistungen litten als erstes darunter. Kein Wunder, denn Rosa starrte fast ununterbrochen aus dem Fenster. Aus den scheibenlosen Fenstern ihres Klassenzimmers, auf den mit rötlichem Lehm bedeckten Schulhof, auf einen angrenzenden Feldweg, der in die Außenbezirke von Infanta führte, zu den Schatten, die im Dschungel tanzten, und den Wolkenformationen am Himmel. Es war wie im Traum.

»Würdest du dich bitte konzentrieren, Rosa?«

Ja, sie konzentrierte sich, und wie. Wenn auch nicht auf die Mathematikaufgabe, sondern auf die Erinnerung daran, wie sie Arme und Beine um Litos hageren Körper geschlungen hatte. Eine interessante Gleichung, bei der eins und eins leicht drei ergeben konnten.

»Würdest du uns bitte sagen, wie der Gründer der Liga Filipino. hieß?«

Lito, wenn es ein Junge wurde, und Lita, wenn es ein Mädchen wurde. Rosa hatte die Namen ausgesucht, nachdem sie das erste Mal miteinander geschlafen hatten.

»Wo wohnt der amerikanische Präsident?«

In einer Nipa-Hütte, ähnlich wie die, in der sie aufgewachsen war. Im Gegensatz zu Leesha schmiedete Rosa keine großen Pläne für sich und ihren Mann. Sie war bescheiden. Eine Nipa-Hütte und ein kleiner Garten, das genügte.

»Bitte erläutere die Funktion des Herzens.«

Rosa sah blinzeln zum Lehrerpult und zog nachdenklich die Stirn in Falten. Sie wußte nicht, wo sie

anfangen sollte.

Rosa und Leesha saßen auf der flachen Mauer, die den Schulhof umgab. Links von ihnen spielten ein paar Jungen Basketball. Jedesmal wenn einer der älteren Schüler einen Korb erzielte oder seinem Gegenspieler den Ball abluchste, blickte er verstohlen zu den beiden Mädchen herüber, um festzustellen, ob sie es gesehen hatten, und ließ sich nicht entmutigen, obwohl sie ihn beständig ignorierten. Rechts von Rosa und Leesha schwang eine Gruppe von acht- bis zwölfjährigen Mädchen ein Sprungseil. Dazu skandierten sie den Reim vom schwarzen Hund.

»Zu meiner Zeit«, sagte Leesha, »war Tata Ilad der schwarze Hund. Dabei war er nur ein armer alter Mann mit ein paar mickrigen Ananas im Garten.«

»Bis Tata Ilad bin ich meistens gar nicht erst gekommen. Spätestens bei der sechsten oder siebten Strophe war Schluß.«

»Die siebte Strophe... War das nicht die mit den toten Hühnern? ›Sieben tote Hühner / liegen auf dem Hof / Großmutter zählt sie / eins, zwei, drei‹ und so weiter. Stimmt doch, oder?«

»Nein«, widersprach Rosa zögernd und versuchte, sich die Zeilen ins Gedächtnis zu rufen. »Es waren sechs Hühner. In der siebten Strophe guckt der schwarze Hund durchs Fenster und sieht den Kindern beim Schlafen zu. Weißt du noch?«

»Ja!« rief Leesha. »Au, bei der Strophe durfte ich auf keinen Fall ausscheiden! Ich dachte, wenn ich jetzt ausscheide, sucht er sich später eins von meinen Kindern als sein siebtes Opfer aus.«

»Klar, ich auch, aber das hat trotzdem nie geklappt, weil

ich immer viel zu nervös war. Ich weiß noch, einmal bin ich sogar nach Hause gelaufen und hab meiner Mutter die Ohren vollgeheult, weil ich davon überzeugt war, daß der schwarze Hund eines Tages meine Kinder holen kommt.«

»Und? Was hat sie gesagt?«

»Sie hat mich schnurstracks zum Padre geschleppt, und der hat mich gesegnet. Erst einmal und dann noch einmal, für alle Fälle. Und dann mußte ich ihr versprechen, daß ich den schwarzen Hund nie mehr springe.«

»Hmmm. Findest du das nicht ein bißchen übertrieben?«

»Sie hat mir von zwei Visayanern erzählt, die den schwarzen Hund angeblich mit eigenen Augen gesehen hatten. Dabei waren sie neu auf Luzon und konnten die Geschichte gar nicht kennen.«

»Aber du hast den schwarzen Hund danach doch trotzdem noch gesprungen, oder?«

»Ja.« Rosa lachte verlegen. »Aber bei den Hühnern bin ich meistens absichtlich ausgeschieden. Was sind schon ein paar Hühner?«

Leesha nickte. »Stimmt.«

»Außerdem hatten wir sowieso keine Hühner...«

In diesem Augenblick rollte der Basketball der Jungen auf die beiden Mädchen zu und blieb vor Leesha liegen. Sison, der älteste Junge, hob entschuldigend den Arm und kam langsam angetrottet.

»Tut mir leid«, sagte er.

Leesha wollte den Ball zu den Seilhüpfern hinüberschießen, traf ihn jedoch nicht richtig, so daß er dem Jungen direkt in die Arme flog. Sie schnaubte vor Wut.

»Ihr denkt wohl, ihr könntest uns mit eurem dämlichen Gehopse imponieren. Ihr denkt, daß wir euch die ganze Zeit aus den Augenwinkeln beobachten und nur deswegen hier auf der Mauer sitzen. Um euch zu beobachten.«

Sison kratzte sich am Kopf.

»Aber wißt ihr, was? Euer großkotziges Getue interessiert uns einen Dreck.«

»Ja, Leesha«, sagte er und hob den Ball auf. »Das wissen wir, schließlich heiratest du demnächst.« Dann warf er Rosa einen mutigen Blick zu. »Was man von deiner Freundin nicht unbedingt behaupten kann.«

»...Zugegeben, da ist was dran«, flüsterte Leesha, als Sison zu laufen anfang. Der Ball hüpfte brav neben ihm her und sprang in die Höhe, als hätte die Erdanziehungskraft sich kurzzeitig in seine rechte Hand verlagert. »Du hast keinen Freund, und...« Sie seufzte routiniert. »... Sison sieht wahnsinnig gut aus.«

Rosa machte ein verblüfftes Gesicht. »Leesha, was redest du denn da? Ich dachte, du liebst Turing?«

»Ich sage bloß die Wahrheit. Er ist einfach süß.«

»Leesha!«

»Ich will dir doch nur die Augen öffnen, Rosey. Mich interessieren seine verträumten Lippen nicht. Aber mal im Ernst, findest du ihn etwa nicht attraktiv?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Disco-Frisur«, antwortete Rosa kurz und knapp. Dann setzte sie hinzu: »Obwohl, ich finde, Turing steht seine Disco-Frisur unheimlich gut.«

Leesha kicherte. »Ich nicht. Turing weiß noch nichts davon, aber nach unserer Hochzeit hole ich als erstes meine

große Schere raus, und dann heißt es schnippschnapp ab damit.«

Sie sahen sich an.

»Und vielleicht schneide ich ihm dann auch noch die Haare«, fügte sie gleich darauf hinzu, und Rosa brach in glucksendes Gelächter aus.

Der rötliche Staub bedeckte die Füße und Waden der Basketballspieler auf dem Schulhof. Drei Männer mit Macheten kamen aus dem Dschungel und verschwanden wieder darin. Die Wolken fügten sich zu immer neuen Formationen und jagten mit trügerischem Tempo über den Himmel.

»Also«, sagte Rosa etwas lauter und nachdrücklicher als geplant. Beim zweiten Versuch senkte sie die Stimme. »Also, vielleicht interessiert mich Sison ja nur deshalb nicht, weil ich schon einen Freund habe.«

»Psst!« machte Leesha sofort und legte sich einen Finger auf die Lippen. Dann blickte sie sich auf dem Schulhof um, hob die Füße, schaute unter ihren Sohlen nach und inspizierte das Gras am Fuß der Mauer. Schließlich schob sie einen Finger in den Kragen ihres T-Shirts und spähte hinein. »In Ordnung, die Luft ist rein. Ella ist nirgendwo zu sehen. Wer ist es?«

»Ich habe gesagt, vielleicht.«

»Ich weiß genau, was du gesagt hast.«

»Nein, wirklich.«

»Nein, wirklich, ich weiß genau, was du gesagt hast.«

Diesmal verdankte sich Rosas Gekicher allein ihrer Nervosität und endete ebenso abrupt, wie es begonnen

hatte. Sie atmete tief durch, wobei ihr bewußt wurde, daß sie seinen Namen bislang nur in seiner Gegenwart ausgesprochen hatte.

»Lito...«, wiederholte Leesha und zog die Stirn in Falten, während sie in ihrem Gedächtnis nach einem passenden Gesicht kramte. »Lito, Lito... Er geht jedenfalls nicht zur Schule.«

»Nein.«

»Und es ist auch nicht der Sohn des Apothekers aus Infanta? Der Ilocano?«

»Nein, nein. Der Lito aus dem Nachbarbarrio. Er hat ein eigenes Boot und angelt jeden Morgen am Strand bei der Abiawin-Kirche.«

»Der Lito?«

»Ja. Sein Boot ist das mit dem aufgemalten...«

»Ich weiß, wen du meinst«, fuhr Leesha mit ernster Miene dazwischen. »Der Sohn von Tata Vin.«

»Kannst du Tata Vin?«

»Ich glaube, mein Vater kannte ihn, aber...« Leesha verschluckte den Rest und legte eine Hand an ihre Wange.

»Du und Lito... Und ihr seid richtig verliebt?«

»Leesha, ich weiß jetzt genau, was du für Turing empfindest.«

»Du hast mit ihm geschlafen.«

»Wir wollen heiraten.«

»Deine Eltern wissen noch nichts davon.«

»Ich liebe ihn über alles!«

»...Über alles.«

»Freust... freust du dich denn nicht für mich? Du machst mir keinen... besonders erfreuten Eindruck.«

»Rosey«, sagte Leesha gedankenverloren, halb zu sich

selbst. Dann schien sie sich zu fangen. »Aber natürlich freue ich mich für dich. Das alles kommt nur etwas überraschend. Ich hatte ja keine Ahnung, daß du mit jemandem zusammen bist und...«

»...Und?«

Aber schon war sie wieder weg. »... Und dabei siehst du so gut aus. Du bist eins der... Nein, das schönste Mädchen von ganz Infanta. Mein Gott, vielleicht sogar von ganz Luzon. Alle Jungs hier würden für dich nach Polilio schwimmen. Sison würde auf Händen und Füße über die Sierra Madres...«

»Sison?«

»...klettern.«

»Leesha, was redest du denn da? Ich verstehe kein Wort!«

»Ich... äh, gar nichts. Ich rede Unsinn.« Sie schüttelte den Kopf. »Rosey?«

»Ja?«

»Ich rede Unsinn.« Leesha lächelte. »... Hach, die Liebe. Ist es nicht unglaublich?«

»Ja«, sagte Rosa und fragte sich, weshalb Leeshas Lächeln ihr eine Gänsehaut verursachte.

»Es ist unglaublich, und ich freue mich ja so für dich.«

Der Wolkenbruch an diesem Abend kam ebenso unerwartet wie eine Schlägerei in einer Kirche und hatte eine solche Wucht, daß er die Zweige von den Palmen riß. Doch selbst der prasselnde Regen, der krachende Donner und die grellen Blitze waren nur eine schwache Andeutung der Dinge, die da kommen sollten. Bei Einbruch der Nacht hatte sich der Sturm zu einem regelrechten Taifun ausgewachsen, der ein Haus mühelos mit sich reißen und über ein Reisfeld wirbeln konnte.

Rosa saß im Schein einer Öllampe eng an Corazon gedrückt und spürte, daß ihre Mutter ihr etwas ins Ohr flüsterte, konnte wegen des lauten Sturms jedoch kein Wort verstehen. »Dios mio«, mutmaßte Rosa. Corazon betete auf spanisch, denn wenn es um Gott ging, war Spanisch ihrer Ansicht nach die einzige Sprache, die befriedigende Wirkung zeigte. »*Por favor, de su protección a esta casita y esta familia.*«

Als der nächste Donnerschlag das Firmament erzittern ließ, schlang Corazon die Arme noch enger um ihre Tochter. Rosa machte vorsichtig die Augen auf und sah den weißen Widerschein des Blitzes an den dunklen Wänden ihrer Hütte tanzen. Der Taifun spähte durch die Spalten zwischen den Nipa-Wedeln. Rosa schmiegte sich dichter an ihre Mutter und beschloß, die Augen erst wieder zu öffnen, wenn Tageslicht durch die Ritzen fiel.

Doch das Tageslicht blieb aus. Als Doming Stunden später erwachte, war dies der einzige Anhaltspunkt dafür, daß die Sonne aufgegangen sein mußte. Da der

ohrenbetäubende Lärm nicht zu ihm durchgedrungen war, hatte er besser geschlafen als Rosa und seine Frau. Während er sich streckte, befreite Corazon sich sanft aus der Umarmung ihrer Tochter, ging zur Kochstelle und machte Frühstück.

Rosas Vater maß die Windstärke, indem er sich mit den Schultern gegen die bebende Haustür lehnte. Ein leichtes Zucken der Augenbrauen zeigte an, daß sie die Hütte den ganzen Tag über nicht würden verlassen können. Nachdem er eine Weile mit den Fingern auf seinen Bauch getrommelt hatte, setzte er sich an ihren kleinen, wackligen Tisch und starrte stirnrunzelnd auf seine dicken Finger. Links lagen die Angelhaken, rechts die Schnur, und rasch reihte sich vor ihm ein gebundener Haken an den anderen.

Rosa ging Doming bis zum späten Vormittag zur Hand. Schließlich half sie ihm, erst seine und dann Corazons Messer zu schärfen. Nachmittags reparierte Doming den wackligen Tisch, und den Rest des Tages spielte die Familie pusoy dos, obwohl die Karo Zwei fehlte.

Die nächsten vierundzwanzig Stunden verliefen ähnlich, nur daß es immer neue Hausarbeiten zu erledigen gab. Auch am dritten Tag änderte sich nichts. Am vierten Tag erkannte Rosa, daß sie den Verstand verlieren würde, wenn sie sich nicht bald mit Lito treffen konnte.

»Kommt überhaupt nicht in Frage. Am Ende wirst du noch von einer Kokosnuß erschlagen.«

»Es hängen keine Kokosnüsse mehr an den Bäumen, und der Wind hat sich gelegt.«

»Gelegt?« Corazon hielt sich die Hand ans Ohr.

»Gelegt? Du bist offenbar genauso taub wie dein Vater. Oder willst du etwa behaupten, daß du dieses... dieses Düsenflugzeug vor der Tür nicht hörst?«

»Ich höre dich, das heißt, der Wind hat sich gelegt.«

»Nun komm mir bloß nicht frech. Sonst werde ich ungemütlich.«

»Aber...«

»Nein! Wenn Leesha ihre Hefte haben will, muß sie sie sich schon selber holen.«

»Ich habe sie mir von ihr geliehen. Ich sollte sie ihr am nächsten Morgen zurückgeben. Das war vor vier Tagen.«

»Und?«

»Ohne die Hefte kommt sie in der Schule nicht mehr mit«, sagte Rosa, indem sie sich die Mysterien des modernen Bildungswesens zunutze machte, um ihre Mutter hinters Licht zu führen. »Und dann fällt sie durch die Prüfung.«

»Wenn sie Turing heiratet, kann sie auf ihre ›Prüfung‹ gut verzichten.«

»Sie will aber Lehrerin werden.«

»Sie braucht nicht Lehrerin zu werden.«

»Aber Turing möchte, daß sie Lehrerin wird. Das ist ihm wichtig, und...«

»Ich glaube dir kein Wort«, fuhr Corazon dazwischen, doch leise Zweifel schlichen sich in ihre Stimme. Rosa wußte genau, daß Corazon die allseits begeistert aufgenommene Eheschließung unter keinen Umständen gefährden wollte. »Aber wenn Leesha ihre kostbaren Hefte wirklich so dringend braucht, kann sie ihr doch auch dein Vater bringen.«

»Aha«, sagte Rosa voller Zuversicht. »Kannst du ihm in Gebärdensprache sagen: ›Bring die Bücher hier zu Leesha?‹«

»... Selbstverständlich.«

»Gut. Und wie?«

»Nichts leichter als das. Schließlich weiß er, wie Leesha heißt und wo sie wohnt.«

»Mhmm. Aber er weiß nicht, daß Leesha, solange ihre Eltern in Cardona sind, um Hochzeitsvorbereitungen zu treffen, beim Bruder einer Freundin ihrer Tante wohnt. In Infanta.«

»Beim Bruder einer Freundin ihrer Tante? Wer, um Himmels willen ist denn das?«

»Na, eben der Bruder einer Freundin ihrer...«

»...Tante.«

Rosa nickte. »Woanders war kein Platz für die Kinder.«

Corazon blickte hilfesuchend zu Doming, der an seiner Unterlippe knabberte und gewissenhaft zwei Karos auf ein rechteckiges Stück Pappe zeichnete. »Gott«, murmelte sie. »Warum habe ich bloß einen Mann geheiratet, der nicht lesen kann?«

In Wahrheit hatte sich der Sturm durchaus gelegt, seit der Taifun gewütet hatte — sonst hätte Corazon ihre

Tochter niemals ziehen lassen. Trotzdem war der Wind noch so stark, daß er das Gehen erschwerte, vor allem weil sich Rosas feuchter Rock wie ein Segel verhielt. Entweder blähte sich der Stoff und drängte sie immer wieder vom Weg ab, oder er klatschte wie ein nasser Sack um ihre Schenkel.

Nach ein paar hundert Metern versteckte sie die Hefte unter einem flachen Stein. Sie waren zwar völlig durchweicht, aber die Schrift blieb deutlich lesbar. Leesha hatte ohnehin kein Interesse daran, die Prüfung zu bestehen oder Lehrerin zu werden. Rosa hatte die Hefte nur genommen, weil sie sonst entweder weggeworfen oder von Leeshas Großvater als Zigarettenpapier mißbraucht worden wären, und dazu waren die leeren Seiten wahrhaftig zu schade. Nun dienten sie einem besseren Zweck, als Rosa es sich jemals hätte träumen lassen, und das stimmte sie froh.

Ihre einzige Sorge war, wie sie sich bemerkbar machen sollte, wenn sie vor Litos Haus stand. Sie konnte unmöglich an die Tür klopfen, denn dann würde sie seiner Familie gegenübertreten müssen, und mit der Heimlichkeit ihrer Beziehung wäre es ein für allemal vorbei. Dazu war es noch zu früh. Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie Corazon erst einmal behutsam würde vorbereiten müssen, bevor sie die Katze aus dem Sack ließ. Leeshas Reaktion hatte sie in dieser Ansicht noch bestärkt.

Doch ihre Sorge war unbegründet. Als sie sich ihrem üblichen Treffpunkt am Strand näherte, erkannte sie im peitschenden Regen eine hagere, leicht gekrümmte Gestalt.

Rosa fragte sich, woher Lito wußte, wann und wo er sie abpassen mußte. Sie hoffte, daß er seit Ausbruch des Taifuns auf sie gewartet hatte oder sie, wie alle Liebenden,

in telepathischer Verbindung standen. Doch als er sie in die Arme schloß und sein Kuß alles um sie herum vergessen machte, spielte diese Frage plötzlich keine Rolle mehr.

Als Doming das Haus betrat, strömte ihm das Blut aus Ohren, Mund und Augen. Stirn und Brustkorb waren mit den Splittern der Glasflasche gespickt, in der sich das Dynamit befunden hatte. Es war ein Wunder, daß er nicht auch noch das Augenlicht verloren hatte. Seine Miene verriet, daß er nicht wußte, wie ihm geschehen war. Sein blinder Instinkt hatte ihn nach Hause finden lassen. Die Miene, die Gleichgültigkeit gegenüber seiner Umgebung blieben monatelang unverändert. Bei der Explosion der Dynamitflasche hatte er einen schweren Schock erlitten.

Rosa blickte Lito über die Schulter und sah Ella. Sie saß halb verborgen im Gebüsch, der Regen rann über ihre zentimeterdicken Brillengläser, und ihre Lippen formten ein perfektes O. Sie hockte auf dem Waldboden, den Rock über die Hüften hochgezogen, als müßte sie mal. Aber das war unmöglich. Bis zu ihr waren es mindestens zehn Minuten zu Fuß. Wahrscheinlich hatte sie Rosa vorbeigehen sehen. Wahrscheinlich hatte sie sich gedacht, daß Rosa nicht ohne Grund der Spur des Taifuns folgte, und sie deshalb im Auge behalten. Chismis- Weiber hatten einen sechsten Sinn für so etwas.

Noch bevor Rosa aufschreien und Lito von sich herunterwälzen konnte, ergriff Ella die Flucht. Ella und ihr Wissen, auf und davon.

Rosa stürmte zwischen den Bäumen hervor und sank in den kalten, feuchten Sand. Während der Regen auf sie herunterprasselte, erhob sie die Fäuste gegen die sich immer weiter entfernende Gestalt und brüllte: »Du

Diebin!« Dann, eher verzweifelt als wütend: »Komm zurück!« Die Gestalt zögerte einen Moment, drehte sich noch einmal um und lief dann weiter.

Perro mio

1

Rosa stand in der Küche und preßte sich den Telefonhörer ans Ohr. Alle zwanzig oder dreißig Sekunden drückte sie erst die Unterbrechungs-, dann die Wahlwiederholungstaste. Die Zeit, die das Fernmeldeamt benötigte, um die Verbindung zu einem Handy herzustellen, war ein Sturz in die Abgründe von Hoffnung und Enttäuschung. Die unsanfte Landung war die freundliche Stimme vom Band, die ihr mitteilte, das Telefon ihres Mannes sei abgeschaltet, obwohl Rosa genau wußte, daß das Gegenteil der Fall war. Zweimal schon hatte es am anderen Ende geklingelt, bevor die Verbindung aus unerfindlichen Gründen unterbrochen worden war. Vermutlich Stromausfälle in der Schaltzentrale, defekte Handy-Akkus, vielleicht aber auch einfach nur Pech — weshalb ihre Unruhe mit jedem neuen Druck der Wahlwiederholungstaste wuchs. Rosa nahm Widrigkeiten furchtbar schwer. Und da war sie beileibe nicht die einzige. Sie kannte jede Menge Menschen, die aus dem Lot gerieten, wenn etwas nicht nach Plan lief.

»Jetzt aber«, sagte sie und wählte erneut. »Jetzt aber.«

»Rosey?« sagte die Stimme ihres Mannes, schrecklich leise und wie aus weiter Ferne.

»Ja! Gott sei Dank, endlich bist du dran. Ich habe mir schon Sorgen gemacht.«

»... Ich kann dich kaum hören, Schatz.«

»Ich habe gesagt, ich habe mir Sorgen gemacht! Irgendwo hier in der Nähe hat es vorhin eine Schießerei gegeben. Keine Angst, uns fehlt nichts, aber sei vorsichtig, wenn du nach Hause kommst. Am besten wartest du noch ein paar Minuten, bevor du losfährst.«

Mehrere Sekunden Schweigen. Dann sagte ihr Mann:
»Rosey? Bist du noch da? Ich kann dich kaum hören.«

»Ich habe gesagt...«

»Kannst du ein bißchen lauter sprechen?«

Rosa hob die Stimme. »Ich habe gesagt, sei vorsichtig, wenn du nach Hause kommst. Warte noch ein paar Minuten. Hier in der Nähe hat es eine Schießerei gegeben.«

Wieder Schweigen. »Ich bin gleich soweit mit dem Reifen.«

»...Was?«

»Diese Radmuttern. Verflucht noch mal.«

»Nein, Sonny, hör zu! Irgendwo hier in der Nähe! Es hat eine Schieße -«

»Ich fahre dann gleich los.«

»Nein! Warte noch ein paar...«

»Ich höre dich kaum noch, Schatz. Nur ganz leise.«

»Hallo?«

»Ganz weit weg.«

»Sonny! Hörst du mich noch?«

»Also, falls du mich hörst, dann...«

»Bitte, Sonny, hör mir zu! Warte noch ein paar Minuten!«

»... Der Wagen ist fast wieder flott, ich bin dann gleich zu Hause.«

»Nein!« schrie Rosa. »Hör mir zu!« Doch die Stimme

ihres Mannes ging im Rauschen unter.

»Ich habe dich schreien hören. Du kannst doch hier nicht so herumschreien. Ich habe versucht, die Kinder zu beruhigen und sie in den Schlaf zu singen. Wie sollen kleine Kinder in Ruhe schlafen, wenn ihre Mutter hier herumschreit?«

Rosa nickte. »Ich weiß. Entschuldige. Die Leitung... Ich habe versucht, mit Sonny zu sprechen, aber die Leitung...«

»Sonny? Hat er den Reifen gewechselt? Ist er schon auf dem Heimweg? Hast du denn nicht versucht, ihn aufzuhalten?«

»Doch, aber ich glaube, er konnte mich nicht hören.«

»Warum rufst du ihn dann nicht zurück?«

»Ich komme nicht durch. Ich habe es tausendmal probiert, bin aber nur einmal durchgekommen. Er konnte mich nicht hören, und ich habe ihn nicht verstanden...«

Als Corazon sah, daß Rosas Unterlippe zitterte, runzelte sie resolut die Stirn und blickte ihre Tochter besorgt an.

»Na na, jetzt reg dich nicht unnötig auf. Sonny ist kein Dummkopf, er geht Schwierigkeiten aus dem Weg. Außerdem sind diese Revolverhelden bestimmt längst über alle Berge. Nach so einer Schießerei werden sie wohl kaum hierbleiben und auf die Polizei warten.«

»Ja, du hast recht«, pflichtete Rosa bei und sagte die drei Worte rasch noch einmal, um sich Mut zuzusprechen. »Du hast recht. Sie werden sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen.«

»Genau«, sagte Corazon. Da entdeckte sie den Löffel und die Schüssel, aus der Rosa das Magnolieneis gegessen

hatte. Ein Löffel und eine Schüssel, die man nur rasch unter den Wasserhahn zu halten brauchte. »Also, laß uns nicht hier herumsitzen und Däumchen drehen. Tun wir etwas Nützliches und räumen auf.«

Im Vorbeigehen strich Corazon ihrer Tochter mit der Hand über den Arm. Ein alter Instinkt, ein Rückfall in vergangene Zeiten. Seit Rosa den Barrio verlassen hatte, um in Manila zu studieren, galt derlei - trostspendender - Körperkontakt als unpassend. Selbst nach Domingos Tod hatte eine Schranke zwischen ihnen bestanden, wie ein Kraftfeld zwischen zwei Magneten. Mal betrachtete Corazon dies als stillschweigende Übereinkunft, die mit dem Alterwerden, dem natürlichen Abnabelungsprozeß zusammenhing und mit Rosas geradezu beängstigend rapidem Wechsel von der Nestwärme des Elternhauses in die erbarmungslose Kälte der Erwachsenen weit. Mal betrachtete sie es als den Preis, den sie dafür bezahlen mußte, daß ihre Tochter dem Barrio und seinen Verstrickungen entkommen war. Und manchmal quälte sie der Gedanke, daß die Gründe vielleicht ganz woanders lagen.

Das letzte Mal, daß sie ihre Tochter unbewußt hatte berühren können, war während des furchtbaren Taifuns gewesen. Es hatte tagelang gestürmt, und Rosa war jeden Abend in den Armen ihrer Mutter eingeschlafen. Corazon konnte sich noch gut daran erinnern. Wie ihr die Arme wehgetan hatten, wie gern sie sich anders hingesezt hätte. Und doch hatten ihr die Schmerzen gar nichts ausgemacht, sie hätte es jederzeit wieder getan.

Seit Rosa den Barrio indes verlassen und in Manila ein ganz neues Leben angefangen hatte, kam es zwischen

Corazon und ihrer Tochter nur noch hin und wieder zu flüchtigen Berührungen. Rosa war gleich nach dem Sturm zu Hause ausgezogen.

Ein eigenartiger Gedanke, wenn man es so betrachtete. Unangenehm und letztlich kaum der Überlegung wert.

Warum auch? Schließlich lag der Grund für diese Veränderung klar auf der Hand: Manila. Manila veränderte die meisten Menschen, weshalb sollte das bei ihrer Tochter anders sein? Mit dem Erwachsenwerden oder einem Preis, den es zu zahlen galt, hatte das nichts zu tun. Nur mit der dunklen Stadt.

Wie erwartet: ein bißchen heißes Wasser, und die Eisschüssel war sauber. Corazon überlegte, was sie als nächstes tun sollte. Am besten etwas ganz Normales. Wenn sie ihre Tochter schon nicht umarmen konnte, mußte sie Rosa wenigstens mit beruhigender Normalität umgeben.

Corazon blickte gedankenverloren auf und schaute aus dem Fenster. Sie sah dichte Wolken von Insekten, die im matten Schein der Straßenlampen tanzten. Unzählige Tiere, die wild durcheinanderflogen, wie in Zeitlupe, wie im Traum.

Und, ebenfalls einer Traumwelt oder Kindheitserinnerung an Seilhüpfen und Abzählreime entsprungen, eine Silhouette.

Corazon wich drei oder vier Schritte zurück und drehte sich um. Rosa stieß ihren Stuhl nach hinten. Durch die Decke hörte man, wie kleine Füße über Bettkanten glitten und mit einem leisen Bums auf Bodendielen landeten.

Rosa fragte Corazon, was sie gesehen habe, und Corazon hielt sich die Wange. Rosa hatte keine Angst, stellte keine Verbindung zu dem Schußwechsel vor zehn Minuten her, da Corazons Miene vor allem Verwirrung und Erstaunen verriet. Sie lächelte beinahe. »Ich dachte, ich hätte«, sagte sie, ohne den Satz zu beenden.

»Mama!« rief Lita.

Rosa blickte erst zur Küchentür und dann wieder zu ihrer Mutter. Corazon hielt sich nach wie vor die Wange und sah noch immer leicht befremdet aus dem Fenster.

»Mama!«

Litas Stimme war jetzt lauter, deutlicher zu hören. Sie kam von der Treppe.

Rosa fluchte. »Bleib in deinem Zimmer, Schätzchen!«

»Kommst du mal hoch?«

»Ja«, antwortete Rosa, ohne sich vom Fleck zu rühren.

»Ich komme gleich hoch. Aber jetzt geh wieder in dein Zimmer.«

»Ich dachte, ich hätte...«

Der Mann kauerte auf Händen und Knien in der Straßenmitte. Eine dicke, feuchtglänzende Schmutzschicht bedeckte seinen ganzen Körper. Er hatte eine Automatikpistole. Sein Kopf baumelte hin und her, und sein Brustkorb hob und senkte sich.

Plötzlich wälzte er sich auf den Rücken und hielt die Arme steif von sich gestreckt. Die Waffe schien auf seine Fußspitzen gerichtet. In Wahrheit jedoch zielte er auf die Straße, wo im Schein der Natriumdampflampen zwei weitere Männer zu sehen waren.

Schwach auf der Brust

1

In den neun Jahren, seit sie den Barrio verlassen hatte, war Rosa nur fünfmal über die Sierra-Madre-Berge nach Sarap gereist. Bis zu ihrem Schulabschluß war sie zu Weihnachten regelmäßig nach Hause gefahren, doch nachdem sie Sonny kennengelernt hatte, in ihrem ersten Studienjahr, hatte sie dem Barrio endgültig den Rücken gekehrt. Ihre Hochzeit, acht Monate später, hatte in Batangas stattgefunden, wo Sonnys Familie lebte.

Corazon und Doming hatten Rosa zweimal im Jahr in Manila besucht. Sie wohnten bei Onkel Rey. Es gab zwei Gründe für ihre Reise: Einerseits fehlte ihnen ihre Tochter — vor allem Doming, der ohnehin nie recht verstanden hatte, warum Rosa so plötzlich verschwunden war -, andererseits wollten sie Onkel Rey um weitere Studiengelder bitten. Da Rosa sich hauptsächlich seinetwegen zu einer Laufbahn als Medizinerin entschlossen hatte, entsprach Rey ihrer Bitte immer. Normalerweise hatte er das Geld längst überwiesen, wenn Corazon und Doming kamen.

Wenn Doming nicht gestorben wäre, hätte Rosa die Reise kein sechstes Mal auf sich genommen. Wenn Doming ewig gelebt hätte.

In den neun Jahren hatte sich viel verändert. Das Sägewerk hatte sich vergrößert; da der Holzvorrat rings um Infanta erschöpft war, wurde jetzt der Dschungel entlang

der Bergstraße gerodet. Der Fluß, der dort in Sicht kam, wo die Straße zur Küste hin abfiel, war durch Erdrutsche in den entwaldeten Gebieten stets braun verfärbt. Die Strecke zwischen Siniloan und Real war asphaltiert. Es wimmelte von japanischen und koreanischen Limousinen. Limousinen schafften dreißig oder vierzig Meilen in der Stunde, während Jeepneys - die im Slalom um zahllose Schlaglöcher und Spurrillen kurven mußten — es mit etwas Glück auf fünfzehn brachten.

Aber das war noch längst nicht alles.

Niemand blickte auf, wenn ein Sattelzug vorüberdonnerte. Niemand versuchte ein Auto anzuhalten, um mitgenommen zu werden, denn dazu fuhren die Autos zu schnell. Die Pferde, die auf der Lichtung an der Haarnadelkurve geweidet hatten, waren verschwunden. Bäche wurden mit Hilfe von Betonrohren umgeleitet. Die Fahrt war zweieinhalb Stunden kürzer als früher.

»Hier hat sich viel verändert, was?« fragte Sonny und trat das Gaspedal des Honda durch, um einen Kapalaran-Bus zu überholen.

»Du machst dir keine Vorstellung«, erwiderte Rosa.

»Das alles hier war früher Dschungel. Die Straße war ein Feldweg. Es gab keine Hochspannungsleitungen.«

»Na schön, du hast mich überzeugt.«

Sonny schielte aus den Augenwinkeln vorsichtig nach seiner Frau. »Karibus ästen friedlich auf wilden Orchideenfeldern. Seltene Vögel fraßen den Kindern Früchte aus der Hand.«

»Hmm.«

»Mammuts stürmten von den Berggipfeln ins Tal...«

Keine Reaktion.

»Rose«, sagte Sonny nach einer kurzen Pause, griff über den Schaltknüppel und zwickte sie ins Knie. »Besteht auch nur die geringste Aussicht, dir ein Lächeln zu entlocken?«

Rosa schüttelte den Kopf und drückte Sonnys Hand.

»Nein. Tut mir leid.«

»Schon gut«, sagte Sonny schnell. »Das braucht dir nicht leid zu tun. Ich wollte dich bloß...«

»Du wolltest mich bloß ein bißchen aufheitern.«

»Ja, du brauchst mir bloß zu sagen, wie.«

»Keine Ahnung.«

»Aber wenn dir etwas einfällt...«

»Ja.«

»Sagst du es mir.«

»Ist gut.«

Raphaels Kopf fiel in jeder Kurve zur Seite. Er saß auf Rosas Schoß und bewegte sich im Schlaf. Vierzehn Monate. Er schlief besser als seine große Schwester in diesem Alter.

Als sie die Küste erreichten, wurde Rosa schlecht. Jetzt dauerte es bis Infanta und Sarap höchstens noch eine halbe Stunde. Sie bat Sonny, rechts ranzufahren, reichte ihm das Baby, stieg aus und übergab sich. Während sie sich erbrach, stieg auch Sonny aus und stellte sich hinter sie. Da mußte sie unwillkürlich an Lito und das tote Schwein am Strand denken - und sich gleich noch einmal übergeben.

»Das ist einfach zuviel für dich«, meinte Sonny. »Wir fahren zurück nach Manila. Und morgen hole ich Corazon alleine ab.«

»Nein«, sagte Rosa, ohne sich umzudrehen. »Ich will das Begräbnis meines Vaters nicht verpassen. Laß mich ein paar Minuten allein. Es geht gleich wieder.«

Sie stieg einen grasbewachsenen Abhang hinunter zum Strand. Als sie spürte, daß Sonny und die Kinder sie beobachteten, lief sie weiter, bis der hellblaue Lack des Wagens hinter den Bäumen und Büschen am Straßenrand verschwand. Dort, auf halber Höhe zwischen der Hochwassermarke und dem Meer, ließ sie sich nieder.

»Deine Schönheit ist so einzigartig wie ein Fingerabdruck.«

Ein unerwarteter Satz, ausgesprochen mit ebenso unüberlegtem wie beabsichtigtem Ernst. Je öfter sie daran zurückdachte, desto mehr war Rosa davon überzeugt, daß Lito ihn aus einem Kitschcomic vom Sari-Sari-Laden hatte. Und daß der nächste Satz ein Heiratsantrag gewesen wäre. Den sie, wenn sie selbst über ihr Leben hätte bestimmen können, ohne Zögern angenommen hätte.

Stattdessen hatte sie ihm erzählt, daß sie binnen achtundvierzig Stunden mit dem Jeepney nach Manila fahren und zu ihrem Onkel ziehen werde. Und daß sie sich wahrscheinlich niemals wiedersehen würden.

Lito hatte ihr kein Wort geglaubt. Er hatte ein Gesicht gemacht, als ob er soeben aus den Ohren blutend und mit Glassplittern bedeckt dem Meer entstiegen sei. Wer weiß, vielleicht hatte sie genauso ausgesehen. So stellte sie es sich jedenfalls vor. Als sie Lito anschrie, es sei die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit, war es, als hätte sie den Mund voll Watte. Und als die Worte endlich über ihre Lippen kamen, waren sie nur mehr ein heiseres Flüstern.

Lito wollte wissen, warum. Warum Manila, warum sich niemals wiedersehen? Als Antwort hatte sie sich auf ihn gestürzt und ihn gekratzt. Oder geschlagen. Auf die Brust.

Sie wußte nicht mehr genau, was vorgefallen war und warum sie ihn angegriffen hatte. Nur, daß es ihr durchaus angemessen erschienen war. Nicht gerecht und nicht vernünftig - bloß der Situation angemessen.

Da riß Doming sie zurück. Er mußte ihr gefolgt sein, als sie sich in aller Frühe aus dem Haus gestohlen hatte, ebenso lautlos wie die Welt, in der er lebte. Doming, der die Stummfilmszene voller Zorn und Haß, die sich am Vorabend zwischen Corazon und Rosa abgespielt hatte, noch immer nicht recht zu begreifen schien, ihre Konsequenzen dafür um so besser. Er hatte es seiner Tochter angesehen, wie sie es Lito und ihrem Vater angesehen hatte. Und wie ihr Vater es nun Lito ansah.

Dem Jungen mit dem verwachsenen Oberkörper, dem der Schock noch immer deutlich ins Gesicht geschrieben stand. Dem Sohn von Tata Vin, dem Mann mit dem

verwachsenen Bein, Dürr und verkrüppelt wie ein Polio-Opfer - die Finger einer Hand hätten bequem um Tata Vins Oberschenkel gepaßt. Dabei war Tata Vin immer noch besser dran als sein Vater Tata Ilad. Ilad war ohne Unterarme zur Welt gekommen. Was diese Familie wohl verbrochen hatte, daß sie derart geschlagen war? Nachdem sie etwa dreihundert Meter am Strand entlanggegangen waren, blieb Doming stehen und sank mit Rosa in den Sand. Er hielt sie noch immer fest umschlungen, bändigte ihren Zorn mit einer starken Hand, während er ihr mit der anderen über den Kopf strich. Es dauerte eine Weile, bis sich der rote Nebel und ihre katzenhafte Wut verzogen hatten.

Schließlich ließ er Rosa los und sah ihr in die Augen.

Als er gefunden hatte, was er suchte - ihren blinden, automatischen Instinkt -, ging es ihm besser, denn er wußte, was auch immer es mit diesem Ausbruch auf sich hatte, ihr blinder Instinkt würde sie sicher an ihr Ziel geleiten.

Doming lag in einem offenen Sarg. Es war ein schöner Sarg, weiß, mit Messinggriffen, goldenen Verzierungen und einem Sichtfenster aus Plexiglas. Sonny, der als einziger in der Familie über ein nennenswertes Einkommen verfügte - Rosa befand sich noch in der Ausbildung -, hatte ihn bezahlt. Einige Trauergäste gratulierten ihm zu der großzügigen Ausgabe zu Ehren seines Schwiegervaters.

»Ich bezweifle, daß ich für meinen Schwiegervater so viel Geld ausgegeben hätte«, flüsterte Turing, der schon ein paar Flaschen San Miguel im Bauch hatte. Und sein Bauch war beträchtlich. Er war derart in die Breite gegangen, daß Rosa ihn zunächst nicht erkannt hatte. »Turing«, hatte er ihr fröhlich auf die Sprünge geholfen. »Wenn ich gewußt hätte, daß sie so gut kocht, hätte ich Leesha wahrscheinlich gar nicht geheiratet!«

Leesha hingegen hatte sie sofort wiedererkannt. Sie sah natürlich etwas älter aus, und die drei Kinder hatten ihre Spuren hinterlassen, aber sonst hatte sie sich eigentlich kaum verändert. Außerdem hatten die beiden in den fünf Jahren, die seit Rosas letzter Reise nach Sarap vergangen waren, Fotos ausgetauscht. Die Bilder von Leesha hatte vermutlich Turing aufgenommen - und seinen eigenen Wanst dabei hinter der Kamera versteckt.

Und auch Ella hatte Rosa auf den ersten Blick erkannt. Sie folgte Leesha nach wie vor auf Schritt und Tritt, im Schlepptau eines schwächlichen, leicht verhuschten Männleins mit fettigem, wächsernem Teint.

»Mein herzlichstes Beileid«, hatte sie gesagt. »Dein

Vater wird uns allen sehr fehlen.«

Obwohl sie gern einiges erwidert hätte, biß sich Rosa auf die Zunge und nickte nur. Dann wandte sie sich wieder Leesha zu, welche die leicht verwirrte Lita mit Küssen und Liebkosungen überschüttete. Kurz darauf waren Ella und ihr Mann verschwunden.

Gegen Mitternacht waren die ältesten und die jüngsten Teilnehmer der Totenwache entweder nach Hause gegangen, nach Hause gebracht worden oder hatten sich im Haus schlafen gelegt. Alle anderen waren draußen. Die Teenager saßen im Kreis einer Öllampe und sangen abwechselnd neue Popsongs. Relativ neue Popsongs. Der Barrio hinkte Manila noch immer merklich hinterher.

Sonny saß mit den Männern der anderen Frauen zusammen. Er hatte sich zu einem von Turing organisierten Lambanog-Gelage breitschlagen lassen. Da er diese regionale Spezialität nicht gewohnt war, hatte er sich hoffnungslos betrunken, doch als er das schließlich merkte, war er längst jenseits von Gut und Böse.

Corazon saß einsam und allein neben dem Sarg und hatte eine Hand auf das Sichtfenster aus Plexiglas gelegt. Sie hatte schon bei Rosas Ankunft so dagesessen und würde sich nicht von der Stelle rühren, bis der Sarg am nächsten Morgen in die Kirche gebracht wurde.

Etwas abseits von den anderen saßen auch Rosa und Leesha beieinander. Endlich konnten sie sich ungestört ein wenig unterhalten; sie hatten sich den ganzen Abend darauf gefreut.

»Also«, sagte Leesha und schüttete Lambanog aus der Flasche in ein Schnapsglas. »Willst du mir nicht erzählen,

wie es dir geht?«

»Nein, keine Lust. Erzähl mir lieber was von dir. Du siehst phantastisch aus, und deine Kinder sind so süß.«

»Danke. Ganz deiner Meinung. Nur von meinem Mann kann ich das leider nicht behaupten. Deine Fotos werden Sonny nicht gerecht, die Fotos von Turing hingegen...«

»Ich habe noch nie ein Foto von Turing gesehen. Du hast mir ja keine geschickt.«

»Genau. Ich habe dir auch keine Bilder von einem Karibu-Arsch geschickt.«

»Leesha!«

»Kleiner Scherz am Rande.«

»Ihr habt doch nicht etwa... Schwierigkeiten?«

»Ganz und gar nicht. Alles bestens. Ich bin glücklich verheiratet, und daran wird sich auch nichts ändern.«

»Das freut mich.«

»Obwohl ich zugeben muß, daß ich so meine Bedenken habe, was das dritte Kind angeht. Es wird ein Mädchen, und falls meine Bedenken sich bestätigen sollten, kann ich nur hoffen, daß man es der Kleinen nicht ansieht. Wenn es ein Junge geworden wäre... aber lassen wir das.«

Rosa dachte stirnrunzelnd über Leeshas Bemerkung nach. Schließlich machte sie: »Oh.«

»Sison«, sagte sie, vermutlich etwas zu laut, und kippte ihren Schnaps hinunter. »Jetzt guck mich nicht so an. Ich habe vier Jahre mit mir gekämpft. Aber er war einfach überall, spielte Basketball, sah gut aus. Ich bin fast wahnsinnig geworden.«

Demnach hatte Rosa sich getäuscht, denn sie rang sich trotz allem ein Lächeln ab.

Über Lito verloren sie kein Wort. Obwohl Rosa

zwischendurch den nahezu unwiderstehlichen Drang verspürte, nach ihm zu fragen. Aus Leeshas Briefen wußte sie, daß er noch immer Fischer und noch immer nicht verheiratet war. Doch nun, da Rosa und Leesha sich gegenübermaßen, fiel es ihnen schwer, über ihn zu sprechen.

Insgeheim hatte Rosa gehofft, daß er auch zur Totenwache kommen würde. Sie hätte nicht einmal mit ihm zu reden brauchen, dachte sie. Sein bloßer Anblick hätte ihr verraten, was sie wissen wollte. Ob es ihm gutging. Ob er sich ebenso verändert hatte wie sie.

Ebensosehr verändert hatte wie sie.

Sie hatte ein schlechtes Gewissen gegenüber Sonny, weil sie so oft an Lito dachte, und gegenüber ihrem Vater, weil sie vor allem Litos wegen nicht nach Sarap hatte fahren wollen.

Vielleicht würde er ja morgen zur Beerdigung kommen. Und wenn, war das vielleicht sogar ganz gut so.

Leesha schlief mit Rosa und den Kindern hinter dem Vorhang, der Rosas Zimmer einst vom Rest des Hauses getrennt hatte. Raphael lag in Rosas rechtem Arm. Lita hatte sich an Leesha gekuschelt, aber da das Mädchen inzwischen zu groß war, um es in den Arm zu nehmen, bettete es seinen Kopf auf Leeshas Oberarm.

Für Sonny war da kein Platz mehr, doch als er schließlich merkte, daß es an der Zeit war, mit dem Trinken aufzuhören und sich aufs Ohr zu legen, machte er sich über das Wo und Wie ohnehin keine Gedanken mehr. Als er um fünf Uhr morgens noch immer sturzbetrunkener erwachte, stellte er zu seiner Verblüffung fest, daß Corazons Zehen sich direkt vor seiner Nase befanden. Nach anfänglicher Verwirrung erkannte er mit Entsetzen, daß er auf seiner Suche nach einem Schlafplatz unter die Holzböcke geraten war, auf denen Domings Sarg ruhte.

Wodurch sich auch der wirre Traum erklärte, der ihn während seines unruhigen dreistündigen Schlafes gequält hatte. Sein eigener Tod, x-mal, auf jede erdenkliche Art und Weise, doch immer durch die Hand des fetten Sägewerksbesitzers mit seinen sadistischen Saufspielen. »Nur noch einen!« rief Turing und zog ein *byente nwebe* aus seiner Gesäßtasche. »Nur noch einen!« und stach es Sonny immer wieder in den Hals. »Nein«, protestierte Sonny höflich. »Wirklich, ich glaube, ich habe genug.«

»Nur noch einen!« Und beim nächsten Mal war es eine Pistole oder Machete.

Auch Leesha hatte von Turing geträumt. Sie spielte

Basketball gegen Sison, mit Turings Kopf als Ball.

»Corazon, es tut mir ja so leid. Bitte verzeih mir, po«, wollte Sonny sagen, als er unter dem Sarg hervorkroch, doch seine Lippen waren trocken und klebrig und wollten sich nicht öffnen. Zum Glück war Corazon viel zu erschöpft, um den grotesken Singsang zur Kenntnis zu nehmen, der aus der Nase ihres Schwiegersohns drang.

Sonny rappelte sich hoch und gab sich alle Mühe, seinen Speicheldrüsen etwas Flüssigkeit zu entlocken und mit der Zunge seine Mundhöhle zu massieren. Als er sich das Hemd glattgestrichen hatte und wieder halbwegs wie ein Mensch aussah, versuchte er ein zweites Mal, sich zu entschuldigen.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, po... Mir fehlen die Worte. Es tut mir ja so leid.«

»Ach, Sonny«, erwiderte Corazon und sah ihn aus trüben, blutunterlaufenen Augen an. »Mir geht es genauso. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn anfangen soll. Aber ich weiß, daß er jetzt bei unserem Herrn Jesus Christus ist. Er war sein Leben lang ein guter Mensch, ein guter Mensch, deshalb weiß ich, daß er bei Jesus Christus ist.«

Sonny blinzelte sie an.

»Und ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin, daß du die Nacht mit mir an seinem Sarg verbracht hast. Das werde ich dir nie vergessen.«

»Das... war... doch wohl das mindeste.«

»Ich bin von Herzen glücklich, daß meine Tochter mit einem solchen Ehemann gesegnet ist. Du bist ein wunderbarer junger Mann.«

»Danke«, sagte Sonny, während sein vergiftetes Gehirn gegen den Alkohol ankämpfte bei dem Versuch, die

endlosen Verwicklungen dieser Geschichte zu entwirren.

»Und du bist eine wunderbare alte Frau.«

Corazon riß ihre trüben Augen auf. »Wie bitte?«

»Ich habe gesagt... Ich brauche einen Schluck Wasser.«

»...Wirklich?«

»Nein«, erwiderte Sonny mit fester Stimme, zum Ausgleich für sein langes Zögern. »Nicht direkt.« Er blinzelte erneut. »Wo finde ich Wasser?«

»... In dem Tonkrug da drüben.«

»Ah, ja«, sagte er und stützte sich mit einer Hand auf den Sarg, damit er nicht aus dem Gleichgewicht geriet.

»Tatsächlich.«

»Eine wunderbare alte Frau«, murmelte er auch eine Stunde später noch ungläubig vor sich hin, ausgenüchtert von mehreren Tassen starkem schwarzen Kaffee und der frischen Morgenluft. »Was habe ich mir dabei bloß gedacht?«

Während Leesha und Lita noch schliefen, stillte Rosa das Baby und beobachtete durch eine Lücke zwischen den Nipa-Wedeln, wie Sonny im Gemüsegarten auf und ab ging. Alle paar Schritte blieb er stehen und schauderte oder trommelte sich wütend gegen die Schläfen.

Rosa hatte keine Ahnung, weshalb er sich so sonderbar benahm, kümmerte sich aber nicht weiter darum. Ihre Träume waren ebenso lebendig gewesen wie Sonnys und mindestens ebenso treulos wie Leeshas, wenn auch nicht so verschlüsselt. Doch ihr fiel ein Stein vom Herzen, weil sie ihrem Mann beim Aufwachen in die Augen sehen konnte, in der sicheren Gewißheit, daß sie ihn liebte.

Rosa erlebte den langen Gang zur Kirche und den langen Trauergottesdienst wie in Trance. Den ganzen Vormittag über verschwendete sie ihre Gedanken an Belanglosigkeiten. An den gelben Staub auf ihrem schwarzen Kleid. An Litas große Schritte (das Verhältnis Tochter-Mutter betrug fast genau zwei zu eins).

An die Stimme des Priesters, die so entsetzlich leierte, daß man kaum ein Wort verstand.

Als der Leichenzug die Kirche schließlich in Richtung Friedhof verließ, hätte Rosa den Priester buchstäblich umbringen können. Der Anblick dieses feisten, einfältigen Mannes, der sich auf seine Weltfremdheit auch noch etwas einzubilden schien, trieb sie förmlich zur Weißglut. Sie fand es absurd, daß ein Mensch, der so lebensunerfahren war wie er, sich über das Leben eines anderen auslassen durfte. »Ich habe Tata Doming gut gekannt«, intonierte er, und Rosa mußte sich beherrschen, um ihm nicht in die Parade zu fahren.

»Ach, halt doch deine blöde Klappe«, hätte sie am liebsten gerufen. »Einen Scheißdreck kennst du, schon gar nicht meinen Vater.«

Der Drang kam derart überraschend, daß sie errötete, aus Angst, vielleicht so laut gedacht zu haben, daß die Trauergäste in ihrer Nähe es hatten hören können. Wer weiß? Plötzlich fing Raphael ohne Vorwarnung an zu weinen und versuchte, sich aus Rosas Armen zu befreien. Sonny wollte ihr das Baby abnehmen, doch Rosa benutzte die Gelegenheit dazu, sich unter Entschuldigungen

davonzustehlen.

»Wahrscheinlich hat er Hunger, außerdem ist es hier drin viel zu heiß für ihn«, flüsterte sie Sonny und Corazon zu, als sie sich an ihnen vorbeizwängte, obwohl sie ebensogut wie ihre Mutter wußte, daß weder Hunger noch die Hitze der Grund für Raffys Tränen waren. Doch falls Corazon etwas dagegen hatte, daß ihre Tochter ging, ließ sie es sich nicht anmerken. Statt dessen nickte sie und gab Rosa einen zwar etwas unbeholfenen, aber mitfühlenden Klaps auf den Po.

Rosa saß in dem Cafe gegenüber der Kirche, und auf ihrem Schoß kaute Raphael, der sich inzwischen beruhigt hatte, an einem Strohalm - da sah sie Lito.

Sie saß etwa zwanzig Meter von ihm entfernt an einem Tisch im Schatten der Cafe-Markise. Erstaunlich, wie vertraut sie ihm vorkam. Nicht nur ihr Gesicht, ihre Figur und ihre Körperhaltung — auch ihre Eigenarten. Als sie den Kopf zur Seite neigte, wußte er genau, wie weit sie ihn neigen würde. Er konnte jede ihrer Bewegungen exakt vorhersagen. Er wußte, daß sie wegen der grellen Sonne und der hellen Straße die Augen zusammenkniff, er wußte, daß sie ihn ebenso erkannt hatte wie er sie. Und er wußte, daß sie sich freute, ihn zu sehen, noch bevor sie aufsprang, um über die Straße zu laufen.

Er wußte, daß sie schlagartig stehenbleiben würde, wenn er nur die Hand hob.

Er wußte alles.

Und das machte ihm angst.

Er wußte, daß sie ihm nicht folgen würde, wenn er sich zum Gehen wandte.

All die Jahre, in denen sich nichts geändert hatte, das Kind auf ihrem Schoß, ihr Blick in seinem Rücken, der Schmerz in seiner Brust, die Flasche in seiner Hand.

Die kleine grüne Flasche.

Er hatte Angst.

Sie hatte Angst.

Sie hatte gedacht, sein bloßer Anblick würde ihr verraten, was sie wissen wollte. Ob er sich ebenso verändert hatte wie sie, ob es ihm gutging. Und sie hatte recht behalten, denn sein bloßer Anblick hatte genügt. Es ging ihm ganz und gar nicht gut.

»Ich will keine Enkel, denen ein Körperteil fehlt!« hatte Corazon ihr nach dem Taifun ins Gesicht geschrien.

Doch wenn sie sich Lito so ansah, fehlte ihm nicht nur ein Körperteil. Die dürre Gestalt, die dort drüben in der Sonne stand, war nur mehr ein hohler Schatten ihrer selbst; ihr Körper war nichts weiter als eine leere, seelenlose Hülle. Jetzt fehlte er.

Als der endlose Sermon des Priesters schließlich vorbei war und die Trauergäste die Kirche einer nach dem anderen verließen, stand Rosa noch immer an derselben Stelle, wo Lito sie mit erhobener Hand zum Stehen gebracht hatte. Raphael war schweißgebadet, die Haare klebten ihm am Kopf, und sein Atem ging schwer. Als Sonny ihr das Baby abzunehmen versuchte, waren Rosas Arme wie aus Stahl und gaben keinen Zentimeter nach.

»Was ist denn?« fragte er hilflos, obwohl er wußte, daß es idiotisch war, bei einer Beerdigung eine solche Frage zu stellen. Rosa gab keine Antwort, und er wollte ein zweites Mal versuchen, ihr das Baby abzunehmen. Doch als er ihre eisige Miene sah, entschied er sich dagegen. Er mußte sich eingestehen, daß er Angst vor ihr hatte.

Ein halbes Jahrzehnt später, beim Wechseln eines Reifens, würde er Raphael erklären, der liebe Gott könne nichts dafür, daß seine Brust verbrannt sei. Nie und nimmer hätte Sonny den lieben Gott für seine eigene Feigheit verantwortlich gemacht.

Es sollte Jahre dauern, bis Raphael über die Ereignisse völlig im Bilde war. Immer wieder wurden ihm bestimmte Einzelheiten vorenthalten, da er angeblich noch zu klein war, um sie zu verstehen. Die Bruchstücke des Puzzles fügten sich erst später zu einer traurigen Geschichte über einen von Eifersucht zerfressenen Mann. Bald sah er sich als einen Jungen mit zwei Biographien: einer biologischen und einer anatomischen. Die eine umspannte die neun Monate zwischen Empfängnis und Geburt, die andere neun Jahre. Letztlich hatte er zwei Väter.

Doming starb am Tor zum Friedhof. Überall sonst - zu Hause, auf dem Weg zur Kirche, in der Kirche - war er noch lebendig gewesen. Ebenso wie jemand, dem erst klarwird, daß er fort will, als er am Busbahnhof eintrifft und den Bus dort stehen sieht: lebendig. Und, wie üblich, stumm.

Aber am Tor zum Friedhof starb er plötzlich, und diese Erkenntnis traf Rosa derart unerwartet, daß sie in Tränen ausbrach. Sie liefen ihr über die Wangen, während der Leichenzug sich über die Steinfliesen zwischen den Gräbern bewegte, und als das Siegel des kleinen Familiengrabes erbrochen wurde, fing sie an zu schluchzen.

Das, dachte Sonny, war Lita durchaus zuzumuten. Obwohl Rosas Kummer dem Mädchen offensichtlich Angst einjagte, sollte es die Trauer, sowohl über das Leben als auch über den Tod, aus nächster Nähe miterleben, und

sein Instinkt sagte ihm, daß es keinen Sinn hatte, seine Tochter damit zu verschonen.

Als Domings Leichnam jedoch aus dem Sarg geholt und in das Grab hinabgelassen werden sollte, änderte er seine Meinung. Nicht wegen der Leiche. Sondern weil Rosa und Corazon hysterisch wurden.

Sonny wußte, er hatte dreierlei zu tun: sich erst um Lita, dann um Raphael und dann um Rosa kümmern, in dieser Reihenfolge. Zuerst um Lita, weil sie neben ihm stand. Er wollte sie von den kreischenden Weibern und der Trauergesellschaft fortbringen und in die Obhut einer der Frauen übergeben, die er vom Vorabend wiedererkannte. Möglichst Leesha. Dann würde er sich Raffy holen, egal ob Rosa ihn freiwillig herausrückte oder nicht.

Und schließlich Rosa, die er einfach nur in den Arm nehmen wollte.

Ohne Rücksicht auf Verluste bahnte Sonny sich einen Weg zwischen Domings Freunden, Nachbarn und Verwandten hindurch. Daß sie nur ungern Platz machten, war zwar störend, aber kein Hindernis. Wer nicht beiseite treten wollte, wurde beiseite gestoßen.

Als er es geschafft hatte, rief er nach Leesha. Statt dessen stand plötzlich Turing vor ihm, nahm Lita wortlos auf den Arm, packte Sonny an den Schultern und drängte ihn sanft, aber bestimmt in die Menge zurück. Dafür war er ihm so dankbar, daß er immer, wenn er an Turing dachte, ein Gefühl der ungetrübten Zuneigung verspürte. Ein Gefühl, das er auch damals schon verspürt hatte, und eine Erinnerung, die er um jeden Preis bewahren wollte. Sie war ein Teil der Wahrheit, der sich überschlagenden Ereignisse, der unvereinbaren Widersprüche.

Eine Stimme, sollte Rosa ihrem Sohn später erzählen, habe ihr hysterisches Gekreische übertönt und sich Gehör verschafft. Sie habe sich nicht gefragt, wie das möglich war. Sie habe einfach getan, was die Stimme ihr befahl.

»Gib mir das Baby.«

Als Raphael kurz darauf zu schreien anfang, durchzuckte Sonny ein höllischer Schmerz. Er zog ihn in die Tiefe wie die Schwerkraft, versengte ihn wie die glühende Sonne, riß ihn mit sich wie die Sintflut - und wuchs ins Unerträgliche. Etwas Schreckliches mußte geschehen sein.

Immer neue Erinnerungen, Rätsel, das unerklärliche Verhalten der Menge. Kaum zu glauben, aber die Leute weigerten sich immer noch, ihm Platz zu machen.

Sonny drosch auf sie ein, bis sie zu Boden gingen. Brutal, hemmungslos, mit blanker Faust. Während Raphaels Schreie ihn zum Wahnsinn trieben, war die verblüffte Empörung in ihren Gesichtern das einzige, was ihn mit der Realität verband.

Als Sonny das stark qualmende Bündel auf der Erde liegen sah, glaubte er, sein Sohn stünde in Flammen. Doch als er an Raphaels Kleidern zerrte, konnte er keine Flammen entdecken. Trotzdem brannte das Baby, und jetzt brannten auch seine Hände.

Als er merkte, wie sie brannten, wurde ihm klar, daß der Rauch von Säure herrührte. Das Brennen war chemischen Ursprungs und nicht so durchdringend wie die Hitze eines Feuers. Dennoch war es aggressiv, wie das Tränengas, mit dem er während der Studentenunruhen im Luneta-Park Bekanntschaft hatte machen müssen.

»Wasser«, brüllte er die Umstehenden an, die sich nicht von der Stelle rührten. Sie starrten, stumm und entrüstet, zurück und rieben sich ihre Blessuren.

Hätte das Kind doch nur gebrannt. Flammen hätten sich ersticken lassen. Statt hilflos an dem verätzten Bündel zu zerren, hätte er wenigstens etwas unternehmen können.

»Um Gottes willen, helft mir doch«, schrie er.

Er konnte nichts tun, nichts konnte verhindern, daß die Säure sich durch die winzige Brust und die zarten Rippen des Babys fraß.

»Helft mir!«

Raphael hörte auf zu schreien und fing an zu keuchen. Zwischen Sonnys Schreien herrschte dumpfe Stille.

»Bitte, hol doch endlich jemand Wasser!«

Als er zum dritten Mal geschrien hatte, reagierte endlich jemand: ein junger Mann, der für eine Beerdigung höchst unpassende Kleidung trug - ausgefranste Shorts, Sandalen

und ein strahlend weißes T-Shirt. Er holte einen Eimer Wasser hinter einem Grabstein hervor, als ob für den Fall eines Säureattentats immer ein Eimer dort bereitstünde. Ruhig und gelassen, mit entschlossener, konzentrierter Miene trat er neben das Baby. Er sah aus wie ein Arzt mit seinem Instrumentenkoffer. Irgendwie erinnerte der junge Mann Sonny an seine Frau.

Er behandelte Sonny wie Luft. Als er neben Raphael in die Hocke ging, hatte Sonny nichts mehr zu melden. Erst zum Beobachter degradiert, dann nicht mehr vorhanden.

Der junge Mann schöpfte Wasser aus dem Eimer, übergießte das Baby damit und massierte es ihm mit den Daumenspitzen in die Haut. Er redete auf das Baby ein. Mit leichtem Quezon-Akzent sagte er immer wieder: »Ganz ruhig.«

Mehr Wasser. »Ganz ruhig, kleiner Mann. Ganz ruhig. Es ist ja alles wieder gut.«

Er beugte sich vor und gab einen zärtlichen Laut von sich, als würde er in eine Wiege schauen.

»Papa ist ja da.«

Da sah Sonny das grüne Fläschchen im Hosenbund des jungen Mannes. Er hatte es offenbar in großer Eile eingesteckt, denn der Deckel war nicht richtig zugeschraubt. Ein Tropfen war ausgelaufen, den Flaschenhals hinabgerollt und zerfraß nun den Stoff der Shorts wie ein winziger Lichtstrahl ein trockenes Blatt unter der Lupe.

Sonny dachte an den bereitstehenden Wassereimer hinter dem Grabstein und gab den Versuch auf, das

Unbegreifliche zu begreifen.

Obwohl sie nicht die geringste Ahnung hatten, was hier vor sich ging, zerrten einige der umstehenden Trauergäste ihn von Lito herunter. Seine Attacke hatte sie aus ihrer Starre gerissen. Und obgleich sie Sonny nie zuvor begegnet waren, hatten sie auf den ersten Blick erkannt, daß er ein gewalttätiger Mensch war, der zu Handgreiflichkeiten neigte und gebändigt werden mußte, bevor diese Gewalt außer Kontrolle zu geraten drohte.

Das Unbegreifliche begreifen. Seit der Beerdigung waren mehrere Wochen vergangen, Rosa sprach wieder mit ihm, und Raphaels Wunden verheilten — bis zu einem gewissen Grad. Und Sonny entwickelte Verständnis — bis zu einem gewissen Grad.

Als es soweit war, sagte er todernt: »Ich bringe ihn um. Dieses perverse Schwein. Ich fahre nach Sarap und bringe ihn um.«

Rosa wußte, daß sein Verständnis begrenzt war, und gab ihm eine ebenso ehrliche wie unzweideutige Antwort. »Sonny, wenn du Lito etwas antust, liebe ich dich nicht mehr. Dann bist du mich los, und zwar ein für allemal.«

Sonny glaubte ihr und ließ Lito in Ruhe. Wenn es nicht anders geht, entschied er, müssen wir eben lernen, damit zu leben.

Der Konquistador macht die Augen zu

1

Raphael und Lita waren zu verwirrt, um auf die Schreie ihrer Mutter zu achten. Sie hatten sich die Treppe hinuntergeschlichen und kauerten im Flur, gegen den ausgefransten Wandteppich mit dem Letzten Abendmahl gedrückt. Corazon lag sterbend in der Küchentür. Kurz bevor sie angeschossen worden war, hatte sie die Arme über dem Kopf zusammengeschlagen und die Beine angezogen, zum Schutz gegen die Glassplitter, die jetzt überall verstreut lagen.

Rosa diente dem Mann, der durchs Fenster gesprungen war, als Schutzschild. Er war über das Spülbecken gesegelt und auf dem Fußboden gelandet. Mit blutüberströmten Händen über das Linoleum gekrabbelt. Und immer wieder ausgeglichen, in seinem eigenen Blut und den Glassplittern, die rings um ihn zu Boden geprasselt waren. Das funkelnde Glas und feuchter schwarzer Dreck überzogen seine Kleider, seine Haut mit einer dicken Kruste. Dann war er aufgesprungen, hatte Rosa von hinten gepackt und an sich gerissen. Rosa war der Schild, der diesen feuchtglänzenden schwarzen Mann vor den beiden anderen schützen sollte, die sich draußen versteckt hielten. Sie hatte sie nur flüchtig zu Gesicht bekommen, durch den leeren Fensterrahmen, als sie von der Straße auf das Haus zuliefen. Als eine Kugel über sie hinwegjagte, waren sie in Deckung gegangen. Und sie hatten das Feuer erwidert, doch die

Schüsse hatten den schwarzen Mann verfehlt und statt dessen Corazon getroffen.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind«, sagte Rosa. »Aber lassen Sie mich gefälligst los und verschwinden Sie aus meinem Haus.«

Der Mann preßte sie noch fester an sich. Er zitterte. Sie spürte seine Kinnlade auf ihrer Schulter, seine Bartstoppeln an ihrem Hals.

»Meine Mutter stirbt. Sie bringen meine Kinder in Gefahr.«

Er klapperte mit den Zähnen, ganz dicht an ihrem Ohr.

»Lassen Sie mich los und hauen Sie ab, bevor sie noch mal auf uns schießen. Über den Flur zur Hintertür.«

»Ah«, machte der Mann. Dann sagte er, auf englisch: »Verfluchte Scheiße. Ich bin ein toter Mann.«

»Lassen Sie mich los und hauen Sie ab. Am Ende des Flurs ist eine Tür. Verschwinden Sie.«

»Ein toter Mann«, sagte er keuchend und knurrte.

3-2



Der schwarze Hund ist da

1

Durch den buntschillernden Ölfleck in der Pfütze starrte ihn ein farbloses Gesicht mißtrauisch an. Langsam verzerrten sich die kindlichen Züge zu einer Grimasse des Schreckens und der Enttäuschung.

Staub, dachte Vincente. Obwohl er vermutet hatte, daß er schmutzig war, versetzte ihm der Anblick seines Spiegelbildes einen regelrechten Schock. Normalerweise hielt er sich leidlich sauber, doch da es seit über einer Woche nicht geregnet hatte und tagsüber heiß und trocken war, trieb eine Menge Staub durch die Straßen.

»Bumm!« sagte er. Am Vorabend hatte eine Streife aus dem Barangay Tanod ihn im Luneta-Park erwischt und ihm die Haare abgeschnitten. Angeblich aus hygienischen Gründen, um den Läusebefall bei Straßenkindern einzudämmen. In Wahrheit jedoch eine reine Strafmaßnahme. Die mit feister Hand geführte Haarschneidemaschine hatte seine Kopfhaut wund und blutend zurückgelassen, voller unrasierter Stellen, vereinzelter Haarbüschel und Locken. Die kleinen Büschel standen kerzengerade in die Höhe. Sein Kopf sah aus, befand Vincente, wie bei einer Comic-Explosion. Besonders wenn er die Brauen hochzog, mit den Lippen ein verblüfftes O formte und bumm sagte. Ganz besonders, wenn er sich so hinsetzte, daß sich auch die Sonne in der Pfütze spiegelte und seinen Kopf mit einem teuflisch roten

Glorienschein umgab. Ein gezielter Spuckepfropf machte das Bild perfekt. Vincente löste sich in kleine Wellen und Licht-Schrapnelle auf. Er rappelte sich hoch. Die rote Sonne würde die nächste halbe Stunde nicht überstehen. Bevor es dunkel wurde, wollte er in Ermita sein, Totoy aufspüren und Pläne schmieden für die kommende Nacht.

Im Gegensatz zu seinem Freund Vincente war Totoy für einen Dreizehnjährigen eher klein geraten. Eigentlich waren sowohl Vincente als auch Totoy zu klein für ihr Alter — die Folge schlechter Ernährung, meinte der irische Priester, der die Armenküche am Roxas Boulevard leitete -, doch Totoy war ein regelrechter Winzling. Notfalls wäre er ohne weiteres als Achtjähriger durchgegangen, und die anderen Kinder hänselten ihn häufig wegen seiner Größe.

»He, Totoy, ich habe Ohrenschmerzen. Kannst du nicht mal reinkriechen und nachsehen, was da los ist?«

Selbst seine Mutter, die ihm, mit ein oder zwei komatösen Babys im Schlepptau, hin und wieder am Busbahnhof begegnete, begrüßte ihn gewöhnlich mit den Worten: »Immer noch so klein wie früher?«

Deshalb stellte sich Totoy, wenn er nichts Besseres zu tun hatte, am liebsten auf eine Mauer. Von hier oben sah die Welt viel interessanter aus.

»Runter von der Mauer, Kleiner«, sagte der blauuniformierte Wachmann vor der McDonald's-Filiale in Ermita und schwenkte drohend seine abgesägte Flinte. »Hier kannst du nicht stehenbleiben.«

Totoy zögerte einen Moment, bevor er sich dem Wachmann zuwandte. Von dieser Mauer hatte man einen besonders guten Blick in das hell erleuchtete, blitzsaubere Restaurant. »Ach, ich kann hier also nicht stehenbleiben, po?« sagte er. »Und wieso nicht, verdammte Scheiße?«

Der Wachmann lächelte. »Ziemlich große Klappe für so

einen Zwerg. Und jetzt runter mit dir, Kleiner.«

Totoy zögerte erneut, diesmal weil die Restauranttür aufgegangen war und ihm ein Schwall des unvergleichlichen McDonald's-Dufts in die Nase stieg. Ein herrlicher Duft, ebenso verlockend und geheimnisvoll wie das Parfüm einer reichen Dame. Und um so geheimnisvoller, weil er ganz und gar nicht nach dem Essen roch, das Totoy kannte. »Und wieso kann ich nicht hier stehenbleiben?« fragte er, etwas freundlicher, nachdem er den Duft gierig in seine Lunge gesogen hatte.

»Muß ich dir das extra erklären?«

»Ich mache doch gar nichts. Ich bettle nicht und belästige auch keine Kunden. Ich habe ja noch nicht mal die Hände aus der Tasche genommen.«

»Du entsprichst nicht unserem Niveau.«

»Niewo?«

»Wir dürfen ein gewisses Niveau nicht unterschreiten.«

»Aber ich stehe doch bloß auf einer Mauer.«

»Und diese Mauer gehört zufällig McDonald's. Privateigentum, Kleiner.«

»Ach nee.« Totoy stemmte die Hände in die Hüften. »Und wenn ich nicht runterkomme, po? Erschießen Sie mich dann?«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

»Wirklich?«

»Na ja.« Der Wachmann schob sich die Schirmmütze in den Nacken. »Nein. Aber ich könnte den Clown auf dich hetzen.«

»... Und was macht der Clown?«

»Der Clown macht einen Hamburger aus dir und steckt dich zwischen zwei Brötchenhälften.«

Das leuchtete ein: die weiße Haut, die langen Zähne. Je länger er sich die Poster ansah, desto glaubwürdiger erschienen ihm die Worte des Wachmanns; kein Lippenstift der Welt konnte ein derart breites, rotes Grinsen zaubern. »Er macht also einen Big Mac aus mir«, sagte Totoy nachdenklich.

»Schon möglich.«

»Na gut.« Er sah sich ein letztes Mal um und sprang hinunter. »Ihre blöde Mauer kann mir gestohlen bleiben, po. Aber halten Sie mir den Clown vom Leib.«

Der Wachmann nickte. »Alles klar, Kleiner.«

Vincente marschierte den Roxas Boulevard hinunter. Er lief entweder auf dem Mittelstreifen oder schlängelte sich im Slalom zwischen den Autos hindurch. Auf diese Weise kam er zwar nicht ganz so schnell voran wie auf dem Gehsteig, doch die Macht der Gewohnheit zog ihn unwiderstehlich auf die Straße. Obwohl er Totoy noch vor Einbruch der Dunkelheit aufspüren mußte, hielt er nach Autofahrern Ausschau, die aussahen, als hätten sie ein weiches Herz. Hauptsächlich Eltern mit Kindern auf dem Rücksitz oder Taxikunden.

Die Macht der Gewohnheit, obwohl sich das Betteln im Stau inzwischen kaum noch lohnte. Die meisten Autos hatten eine Klimaanlage, und so blieben die Wagenfenster geschlossen. Und da die Scheiben getönt waren, konnte man keinen Blickkontakt aufnehmen, und ohne Blickkontakt war es so gut wie unmöglich, an Geld zu kommen. Klimaanlagen, vor allem aber getönte Scheiben waren eine Plage. Sie gaben einem das unangenehme Gefühl, sein eigenes dunkleres Spiegelbild anzubetteln.

Wie nicht anders zu erwarten, war Vincente, als er vom Roxas links zu den Legaspi Towers abbog, um exakt einen Peso reicher. Und diesen Peso hatte er nicht etwa auf einen Schlag bekommen, sondern in Form zweier Fünzig-Centavo-Stücke, von zwei knauserigen Fahrern. Komisch, überlegte er, daß sich im Stau immer weniger verdienen ließ, obwohl der Verkehr ständig zunahm.

Zum Glück bot sich ihm die Gelegenheit, seine kärglichen Einnahmen ein wenig aufzubessern. Er hatte

sich eben auf der Treppe zum Seiteneingang der Legaspi Towers niedergelassen, als er Alfredo entdeckte. Vincente blickte in den Himmel und gelangte zu dem Schluß, daß er noch eine gute Viertelstunde Zeit hatte, um Totoy zu finden. Knapp, aber machbar, entschied er, solange er sich von Alfredo nicht in ein endloses Gespräch verwickeln ließ.

Alfredo las. Er saß so weit vornübergebeugt, daß sein hagerer Körper einen nahezu geschlossenen Kreis bildete, und starrte durch runde Brillengläser angestrengt auf das Papier. Alfredo las von morgens bis abends. Die meisten seiner kleinen Kunden waren der festen Überzeugung, daß er in seinen Büchern, zwischen den Zeilen oder Buchstaben, nach einem versteckten Schlupfloch suchte, so daß er in die Seiten hineinkriechen und ein für allemal darin verschwinden konnte.

»He, Fredo.«

Alfredo gab keine Antwort, sondern ließ Vincente ungeduldig warten, bis er den Absatz ausgelesen hatte.

»Hallo, Cente«, sagte er schließlich und legte das Buch behutsam neben sich.

»Wie läuft's?«

»Geht so. Wie ich sehe, bist du mit den Bullen aus dem Barangay Tanod aneinandergeraten.«

»Ha?« Vincente fuhr sich mit den Fingern über seinen mit Haarbüscheln bestandenen Schädel. »Nö. Hab ich selbst gemacht.«

»Selbst gemacht?«

»Nja. Das ist jetzt total angesagt. Wirst du demnächst noch öfter sehen, in Szenekreisen.«

»Total angesagt...« Alfredo kicherte und rückte seine Brille so zurecht, daß er älter aussah als achtundzwanzig.

»Ich weiß nicht, ob ich dir das glauben soll. Aber heutzutage ist ja praktisch alles möglich.«

»Keine Angst«, sagte Vincente. »War nur Spaß. Paß auf, ich habe einen Traum für dich.«

»Einen Traum? Tut mir leid, aber du bist heute nicht dran. Du bist erst übermorgen wieder an der Reihe.«

»Ich bin knapp bei Kasse.«

»Komm, Cente. Das wäre ungerecht den anderen gegenüber. Die sind schließlich auch nur einmal in der Woche dran.«

»Aber meine Träume sind die besten.«

»Ja«, pflichtete Alfredo zögernd bei. »Interessant und detailliert ...«

»Also?«

»Also, Totoy habe ich heute schon einen Traum abgekauft... aber...« Alfredo machte eine wegwerfende Handbewegung. »Der Kleine ist zu nichts zu gebrauchen. Er träumt immer bloß von Waffen, Weibern und wilden Schlachten, in denen er der Held ist. Dabei sind es noch nicht mal echte Träume, sondern Phantasien.«

»Ach ja?« sagte Vincente gelangweilt. Diese Klage hörte er beileibe nicht zum ersten Mal.

»Das ist manchmal natürlich auch ganz interessant. Woraus er seine Phantasien so zusammensetzt... aber letztlich sind sie alle gleich. Träume von Gangstern, vom Krieg, von Aliens im All. Das alles würde mich ja gar nicht stören, wenn sie nur etwas abwechslungsreicher wären.«

»Ehrlich gesagt, Fredo«, fuhr Vincente dazwischen, »ich habe nicht viel Zeit, also willst du den Traum nun

oder nicht?«

»Ich weiß nicht genau«, sagte Alfred. »Totoys Traum habe ich schon...« Aber seine Hand griff bereits nach dem Kassettenrecorder in seinem Rucksack. »Ach, was soll's.

Schieß los. Laß hören.«

»Na, wer sagt's denn«, sagte Vincent. »Der wird dir gefallen.«

Alfredo schaltete den Recorder ein.

»Also. Ich stehe an der Spüle...«

Ich stehe an einem weißen Steinspülbecken in einer Küche, ich glaube, in der Küche bei uns zu Hause. Aber da bin ich mir nicht ganz sicher, wegen meinem Gedächtnis.

Da kommt mein Vater rein - es ist ein heißer Tag, das sehe ich durch die Tür — und sagt: Guck mal hier. Ich gucke, und er hat ein winziges Baby in der Hand, höchstens zehn, zwölf Zentimeter groß. Das Baby ist so klein, daß man es ganz zart und vorsichtig behandeln muß, und mein Vater ist viel zu grob zu ihm.

Plötzlich läßt mein Vater das Baby los. Es fällt ins Becken und rutscht in den Abfluß. Ich kriege die totale Panik, und mein Vater wird ganz fickrig, aber er tut nichts. Er schlägt vor, einen Nachbarn zu Hilfe zu rufen — oder so was in der Art. Und ich denke, nein, das dauert alles viel zu lange, bis dahin ist das Baby längst ertrunken. Ich weiß, daß sich das Wasser in dem krummen Rohr unter dem Becken sammelt und daß das Baby darin steckengeblieben ist.

Ich greife unter das Becken und ziehe an dem Rohr. Es geht ganz leicht ab. Das Baby fällt in meine Hand, aber es atmet nicht und hat so eine weiße Flüssigkeit im Mund, wie

Babykotze.

Um es wiederzubeleben, drücke ich ihm ganz leicht auf den Bauch und mache Mund-zu-Mund-Beatmung. Ich habe Schiß, das Baby zu zerquetschen. Es fängt wieder an zu atmen, und mir fällt ein Stein vom Herzen, aber da hört es auch schon wieder auf. Ich belebe es wieder, es atmet für ein paar Sekunden und hört dann wieder auf.

So geht es immer weiter, und mit jeder neuen Mund-zu-Mund-Beatmung werden die Schmerzen des Babys größer. Es will schreien und zappelt. Inzwischen ist mir klar, daß es stirbt und ich es nicht retten kann. Trotzdem muß ich es immer wieder versuchen, wie unter Zwang, obwohl ich genau weiß, daß es keine Hoffnung mehr gibt und ich dem Baby damit nur unnötig wehtue.

Da ist der Traum zu Ende. Das Baby stirbt. Ich werde wach.

»... Hast du schon mal einen Fötus gesehen?«

»Was?«

»Einen Fötus...« Alfredo überlegte. »So ähnlich wie das, was du gerade beschrieben hast. Ein winziges Baby. Vielleicht waren deine Mutter oder deine Schwester ja mal schwanger und hatten eine Fehlgeburt. Hast du so was schon mal gesehen?«

Vincente schüttelte den Kopf. »Nicht daß ich wüßte. Aber ich kann mich sowieso kaum noch an sie erinnern, insofern... Schon möglich.«

»Woher weißt du, wie man jemanden wiederbelebt? Herzmassage, Mund-zu-Mund-Beatmung...«

»Habe ich gesehen.«

»Würdest du den Traum als Alptraum bezeichnen?«

»Logo.«

»Und als du wach wurdest, ging es dir...«

»Beschissen.«

»Und wie deutest du den Traum?«

Vincente lachte. »Keine Ahnung. Aber ich weiß, wie du ihn deutest.«

»Schieß los.«

»Du denkst, das Baby bin ich, und ich bin sauer auf meinen Vater, weil er abgehauen ist, als ich noch ganz klein war. Oder du denkst, das Baby ist Totoy, weil ich ihn manchmal suche.«

»Hmm...«

»Du interessierst dich aber auch für das Becken. Du hast die Ohren gespitzt, als ich gesagt habe, es ist aus Stein und darunter ist ein Rohr, und jetzt fragst du dich, was das über meine Kindheit aussagt. Und über mein Gedächtnis.«

»Ja.« Alfrede nickte. »Genau. Und wie immer übertrifft dein Einfühlungsvermögen alle meine Erwartungen, und seien sie noch so groß.« Er beugte sich vor und sah Vincente in die Augen. »Eigentlich müßte ich mich langsam daran gewöhnt haben, Cente. Aber du bist und bleibst mir ein Rätsel. Du erstaunst mich immer wieder.«

»Das sagst du jedesmal.«

»Was soll ich denn sonst sagen? Du überraschst mich jedesmal.«

»Kann ich jetzt bitte mein Geld haben?«

»Siehst du«, sagte Alfrede lachend, schaltete den Kassettenrecorder ab und kramte in seiner Tasche nach Kleingeld. »Quod erat demonstrandum.«

Von seinem neuen Aussichtspunkt auf dem Bambusgerüst vor einem ehemaligen Billardsalon, der vor ein paar Monaten von einem Sanierungsunternehmen gekauft worden war, sah Totoy, daß Vincente im Laufschrift auf ihn zukam. Sofern er nicht die Straßenseite wechselte, überlegte Totoy hämisch grinsend, mußte Vincente direkt unter dem Gerüst hindurch, so daß er ihm einen Streich spielen und sich von oben auf ihn stürzen konnte. Einer der Vorteile der Kleinwüchsigkeit bestand darin, daß man sich auf andere Leute stürzen konnte, ohne seine Opfer ernstlich zu gefährden.

Aber das tat er eigentlich nur selten. Vincente war im Grunde der einzige, bei dem man sich darauf verlassen konnte, daß er ihm den Streich nicht übelnahm. Meistens quittierte er ihn mit den Worten: »Ich an deiner Stelle würde mich in acht nehmen. Eines Tages bist du so groß, daß du mir mit dieser Nummer den Hals brichst.« Doch darüber ging sein Tadel nie hinaus. Im übrigen betrachtete Totoy Vincentes Worte nicht als Tadel, sondern vielmehr als Bestätigung seiner heimlichen Hoffnung, daß seine Wachstumsstörungen nicht von Dauer waren.

Vincente hingegen hatte Totoy sofort entdeckt, als er in die Nestor Redondo Avenue eingebogen war. Er war es gewohnt, auf Mauern, Bäumen und Laternenmasten nach Totoy zu suchen, und hatte die leichtfüßige Silhouette auf dem Gerüst auf den ersten Blick erkannt.

Trotzdem steckte er in einer Zwickmühle. Die erste Lage Bretter befand sich in zwei Meter Höhe, so daß der

Überfall aus dem Hinterhalt durchaus schmerzhaft Folgen nach sich ziehen konnte. Andererseits mußte er Totoys Enttäuschung bedenken und ihre Freundschaft.

Es gab keine gesicherten Erkenntnisse, nur vage Anhaltspunkte.

Vincente war vor etwa fünf Jahren nach Manila gekommen, in einem klimatisierten Kapalaran-Bus. In Begleitung seines Vaters. Da niemand sich die Mühe gemacht hatte, es ihm zu erklären, begriff er nicht, weshalb sie Batangas verlassen hatten und nach Manila gefahren waren, und rechnete auch nicht damit, es jemals zu begreifen. Kurz nach ihrer Ankunft in der Stadt, binnen vierundzwanzig Stunden, war sein Vater verschwunden.

Wie alles aus jener Zeit lagen auch die Umstände und die Erinnerung an das Verschwinden seines Vaters im dunkeln. Irgendwann kurz vor oder nach Mittag hatte ihm sein Vater eine Limonade gekauft und ihn an einer Ampel stehenlassen, während er rasch etwas erledigen ging. Nach Stunden war sein Vater noch immer nicht zurück. Als die Dunkelheit hereinbrach, war aus Cente ein Straßenkind geworden.

Die Anhaltspunkte. Da die Fahrt in einem klimatisierten Bus wesentlich teurer war als in einem nichtklimatisierten, schien es unwahrscheinlich, daß er nach Manila gebracht worden war, um hier ausgesetzt zu werden. Seine Erinnerungen an seine frühe Kindheit waren glücklich und ausgesprochen angenehm. Eigentlich sogar mehr als angenehm. Ihr Haus lag am Stadtrand, es war massiv und hatte zwei Etagen. Sie hatten einen Farbfernseher, metallene Fliegengitter an den Fenstern und einen Teppich

im Wohnzimmer.

Also war er wohl kaum aus finanziellen Gründen ausgesetzt worden, wie viele andere Kinder. Oder weil seine Eltern ihn nicht liebten. In Vincentes Erinnerung gab es mehrere Bilder von seinen Eltern, die ihn umarmten, küßten oder einfach zärtlich zu ihm waren.

Was in seiner Erinnerung fehlte, war der Name seiner Heimatstadt, seines Barrios, sein Nachname. Alfredo meinte, der Verlust dieser biographischen Details sei die logische Folge des traumatischen Verlusts seiner Familie, wenngleich er zugeben mußte, daß er sich da nicht ganz sicher war. Anders im Falle von Vincentes zeitweiligem Verstummen, laut Alfredo eine hundertprozentige und nicht einmal ungewöhnliche Folge des Traumas.

Vincente hatte sein selbstauferlegtes Schweigen nur wegen Totoy gebrochen. Bevor er Totoy kennenlernte, hatte er seit über einem Jahr mit keinem Menschen mehr gesprochen. Eines Abends, bei einem Spaziergang in der Nähe der Ruinen von Intramuros, hatte er eine Pause eingelegt und sich an einen Baum gelehnt. Das Rascheln in den Zweigen hatte zwar sein Mißtrauen erregt, ihn jedoch nicht so sehr beunruhigt, daß er der Ursache auf den Grund gegangen wäre. Und so übersah er die winzige Gestalt im Laub, die ihr Ziel ins Auge faßte und sich anschickte, sich von oben auf ihr ahnungsloses Opfer zu stürzen.

Vincente lag mit angezogenen Knien unter dem Bambusgerüst und rang japsend nach Atem. Totoy saß neben ihm und wartete, bis sein Freund wieder sprechen konnte. Doch obwohl Vincentes Atem bald wieder normal ging, kam kein Wörtchen über seine Lippen. Er lag reglos

auf dem Gehsteig und starrte in den Himmel.

»Vielleicht werde ich ja doch langsam zu groß zum Springen«, räumte er, beunruhigt von Vincentes Schweigen, ein. »Was meinst du, Cente? Meinst du, ich werde langsam zu groß dazu?«

Vincente gab keine Antwort.

»Ich sollte vielleicht lieber damit aufhören«, fuhr Totoy mit wachsender Nervosität fort. »Sonst breche ich dir noch den Hals.« Er hob sein T-Shirt hoch und betrachtete seinen flachen Bauch. »Ich glaube, ich habe zugenommen. Vielleicht werde ich jetzt dick und schwer. Was meinst du, Cente?«

»Cente!« setzte er ärgerlich hinzu. »Sag was!«

»Na gut«, sagte Vincente. »Was machen wir heute abend?«

Die Vernunft des Schlafes

1

»—immst du schon auf?«

»Ja. Band läuft.«

»Dann fange ich jetzt an.«

»Okay. Schieß los.«

»Gut. Also. Ich stehe auf einer Straße und höre, wie ein Mädchen um Hilfe ruft. Ich nehme also meine...«

»Halt.«

»...Ha?«

»Knarre.«

»Was?«

»Knarre. Du hörst ein Mädchen um Hilfe rufen, nimmst deine Knarre und rettest sie.«

»...Quatsch. Habe ich was von einer Knarre gesagt?«

»Nein. Aber du wolltest.«

»Blödsinn.«

»Dann war's eben ein Messer. Oder eine Machete.«

»Nein...«

»Ein Knüppel.«

»Nein! Halt endlich die Fresse, Fredo. Willst du den Traum jetzt hören oder nicht?«

»Na schön. Meinetwegen.«

»Also. Ich nehme meine...«

»Axt.«

»Nein.«

»Bombe?«

»NEIN! Es war keine Waffe! Es war eine... Tasche.«

»Eine Tasche. Und, nur um es kurz zu machen, was war in der Tasche?«

»... Eine Knarre.«

»Okay. Das reicht.«

»Ich bin aber noch nicht fertig.«

»Doch. Mit diesem Traum kann ich nichts anfangen. Ich habe schon mindestens zwanzig Träume von dir, und einer ist wie der andere. Totoy, wann begreifst du endlich, daß mich deine Phantasien nicht interessieren? Ich brauche deine... Tagträume nicht. Ich brauche deine Nachträume.«

»Aber das war ein Nachtraum!«

»Von wegen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich bin doch nicht blöd. Und ich habe gute Ohren.«

»Wenn du dich da mal nicht gewaltig irrst, es war nämlich wohl ein Nachtraum. Ich habe ihn nachts gehabt.«

»Im Schlaf?«

»Von Schlafen war nicht die Rede. Du hast nur was von Tag und Nacht gesagt.«

»Totoy, stell dich doch nicht dümmer, als du bist. Wir haben so oft darüber gesprochen, daß du eigentlich wissen müßtest, worum es mir geht. Schlafträume. Und nur dafür bezahle ich.«

»Hmm...«

»Okay, versuchen wir es anders. Warum möchtest du mir deine Schlafträume nicht erzählen? Weil du sie nicht spannend findest? Und deine Wachträume schlicht und einfach aufregender sind?«

»Ja, meine Wachträume sind ziemlich aufregend.«

»Oder weil du glaubst, daß du deine Schlafträume niemandem erzählen darfst? Machen dir deine Schlafträume angst? Vielleicht erzählst du sie mir ja bloß nicht, weil du dich nicht an sie erinnern möchtest. Oder kannst du dich vielleicht gar nicht an sie...«

»Weißt du was, Fredo? Ich hob mir den Magen verdorben.«

»...Was?«

»Ich hob mir den Magen verdorben. Seit ein paar Tagen muß ich ständig kotzen, aber vor allem hob ich Dünnschiß.«

»Ach... äh... soll ich dir Medikamente besorgen? Wenn du nach Feierabend wiederkommst, könnten wir zusammen in die Apotheke gehen.«

»Nein, danke. Aber ich muß jetzt los. Mir ist schon wieder ganz flau im Magen.«

»...Na schön.«

»Kann ich mein Geld haben?«

»...Klar, Totoy. Kein Problem. Ich muß nur schnell das Band abstel -«

Alfredo betätigte die Stoptaste des Walkman und setzte den Kopfhörer ab. Dann preßte er die Fingerspitzen gegen die Schläfen, als wollte er einen bohrenden Kopfschmerz wegmassieren. Einen Kopfschmerz, den es gar nicht gab, dabei hätte ihm eigentlich der Schädel brummen müssen. Von den sieben Kindern, die er regelmäßig befragte, war Totoy der einzige, den er mit Kopfschmerzen in Verbindung brachte.

Totoy war ganz anders als Cente.

Alfredo stopfte den Walkman in seinen Rucksack, stand auf und sah sich um. Die Dunkelheit verwirrte ihn. Seit dem Gespräch mit Vincente hatte er sich nicht mehr umgesehen, seine Umgebung nicht mehr registriert. Die untergehende Sonne hatte den Roxas Boulevard und das Wasser in der Manila Bay in ein wunderschönes orangerotes Licht getaucht.

»Das Licht der Sonne«, murmelte Alfredo.

Ein Fußgänger blieb stehen und drehte sich um, weil er sich angesprochen fühlte. Es dauerte einen Augenblick, bis er merkte, daß er sich geirrt hatte und daß der hagere Mann auf der Treppe der Legaspi Towers mit sich selbst redete. Oder mit dem Nachthimmel, zu dem er hinaufblickte.

»Das Licht des Sterns, der uns am nächsten ist, einhundert neunundvierzig Millionen Kilometer weit weg.«

Der Passant ging weiter und beschleunigte seine Schritte, als habe ihn die eben gehörte Zahl und der andächtige Ton, in dem sie ausgesprochen worden war, in Unruhe versetzt.

»Licht aus einhundertneunundvierzig Millionen Kilometer Entfernung!« wiederholte Alfredo laut. Er hatte den Passanten aus den Augenwinkeln gesehen, die Reaktion des Mannes richtig eingeschätzt und sich darüber geärgert.

»Das sich mit der unglaublichen Geschwindigkeit von dreihunderttausend Kilometern pro Sekunde ausbreitet!«

Einfache Fragen, Cente.

Was ist Licht?

Licht besteht aus Photonen, die sich mit einer Geschwindigkeit von dreihunderttausend Kilometern pro Sekunde fortbewegen, bis sie auf unsere Netzhaut treffen. Dort wird das Licht in einen Energieimpuls umgewandelt und vom Gehirn in ein Bild übersetzt. Das ist der einzige Moment, in dem man Licht im Ruhezustand sehen kann - wenn wir es sehen. Jetzt könnte man natürlich einwenden, daß man Licht niemals im Ruhezustand sehen kann. Egal wie schnell man sich bewegt, es läßt sich nicht...

Da liegt das Problem, Cente. Auf manche Fragen, und seien sie noch so einfach, gibt es nur komplizierte Antworten. Manche Dinge sind zu kompliziert, um sie einfach auszudrücken.

Warum ausgerechnet Straßenkinder?

Alfredo stellte sich diese Frage ebensooft wie seine Kollegen, Freunde, Verwandten und Bekannten. Und wußte darauf eigentlich keine Antwort. Oder, besser, mehrere Antworten, die zwar alle klug, durchdacht und wohlbegründet, aber leider unzutreffend waren.

So galt es etwa seit langem als unbestritten, daß es

zwischen der westlichen und der philippinischen Psychologie in puncto sozialer Struktur einen fundamentalen Unterschied gab. Die Filipinos legten größeres Gewicht auf das Kollektiv, während man sich im Westen eher auf das Individuum konzentrierte. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist der Umstand, daß einsam und unglücklich in sämtlichen europäischen Sprachen, anders als im Tagalog, zwei verschiedene Wörter sind.

Aus diesem Grunde vertraten verschiedene philippinische Psychologen die Auffassung, daß sich die Verfahren der westlichen Psychologie keinesfalls bedenkenlos übertragen ließen und deshalb, unter besonderer Berücksichtigung der vorhandenen traditionellen Methoden, ein philippinisches System entwickelt werden müsse. Die meisten Straßenkinder kannten jedoch keine geordneten Familien- und Gemeindestrukturen, sprich sie wuchsen in Vereinzelung auf, außerhalb gruppenbestimmter Verbände.

Und damit stellte sich natürlich die Frage: Warum ausgerechnet Straßenkinder? Weil die Psyche von Straßenkindern wissenschaftlich nur unzureichend untersucht war und Alfredo diese Lücke schließen wollte. Zumindest gab er dies normalerweise als Motivation für seine Forschungen an.

Dabei handelte er aus ganz anderen Motiven. Zwar waren seine Forschungen durchaus nützlich, aber das spielte für ihn eigentlich keine Rolle. Selbst wenn sämtliche Psychologen dieser Welt sich mit philippinischen Straßenkindern beschäftigt hätten - Alfredo hätte sich davon nicht stören lassen. Und so blieb die Frage: Warum ausgerechnet Straßenkinder?

Eine andere Erklärung: Alfredo war in Ayala Alabang aufgewachsen, einem der reichsten und sichersten Viertel Manilas. In einer Stadt, in der die Kluft zwischen Arm und Reich so tief war wie sonst nirgends auf der Erde, sagte das durchaus etwas aus. In diesem Falle über die Anziehung von Gegensätzen. Über positiv und negativ geladene menschliche Teilchen. Über die Begeisterung der Oberschicht für die Frage, was wohl gewesen wäre, wenn.

Aber nein, das war es auch nicht. Zu simpel, zu platt.

Im übrigen lautete die eigentliche Frage nicht Warum ausgerechnet Straßenkinder, sondern Warum ausgerechnet Cente? Warum mußte er ständig an Cente denken?

Alfredo wußte, daß sich darauf nur schwer eine Antwort finden ließ. Wenn überhaupt, dann lag sie im Beziffern kosmischer Entfernungen und war ähnlich kompliziert wie das Licht des Sonnenuntergangs in der Manila Bay.

Die Legaspi Towers waren dreißig Stockwerke hoch, mit einer verglasten Eingangshalle, einem höflichen Portier und zwei Expreßfahrstühlen. In den Fahrstühlen begegnete man häufig ältlichen, rosiggeschminkten Damen mit schwerem Goldschmuck. Die ersten drei Etagen: Läden und Boutiquen. Vierte Etage: Verwaltung. Fünfte Etage: ein Freibad mit strenger Kleiderordnung — weder Shorts noch Sandalen waren erlaubt. Sechste Etage und darüber: Apartments, von der Fünfstückwohnung bis zum Einzimmerstudio. Im obersten Stock befand sich eine großzügige Penthouse-Suite. Alfredos Reich.

Er ging rasch durch alle Zimmer und schaltete die Lampen ein, um die lähmende Dunkelheit zu vertreiben, die ihn an der Wohnungstür empfangen hatte. Als alles in hellem Licht erstrahlte, marschierte er in die Küche und holte sich ein Glas Mineralwasser. Dann ging er ins Wohnzimmer, sank schwerfällig auf die Couch und hörte den Anrufbeantworter ab. Auf dem Band war eine Nachricht.

»Hallo, Fredo«, sagte der Apparat.

»Hallo, Romario«, erwiderte Alfredo verblüfft.

»Ich bin's, Romario. Es ist jetzt vier Uhr nachmittags, also bist du wahrscheinlich noch unterwegs. Ruf mich doch kurz zurück, wenn du wieder da bist.«

Fünf Minuten lang rührte sich Alfredo nicht, außer um zu blinzeln und zu atmen.

»Also, bevor wir anfangen, brauche ich ein paar

grundlegende Daten zur Person. Erst mal Name und Alter.«

»Vincente. Ich bin dreizehn. Und du?«

»Okay, Vincente. Bist du sicher, was dein Alter angeht?«

»Ziemlich.«

»Dann erzähl mir doch mal, weshalb du auf der Straße lebst.«

»Ich bin vor etwa fünf Jahren mit meinem Vater nach Manila gekommen, aus Batangas, und dann ist er verschwunden.«

»Verschwunden?«

»Ich hob an einer Ampel auf ihn gewartet, aber er ist nicht wiedergekommen.«

»Und du hast ihn nie wiedergesehen?«

»Nein.«

»... Und wie fandest du das?«

»Ich habe mich gefragt, wo er geblieben sein könnte.«

»Du hast keine Ahnung, wohin er wollte?«

»Nein.«

»Oder was aus ihm geworden ist?«

»Nein.«

»Okay ... Was ist mit deiner Mutter?«

»Was soll mit meiner Mutter sein?«

»Ahm, hast du noch Kontakt zu ihr?«

»Nein. Sie wohnt irgendwo in Batangas, Mehr weiß ich auch nicht.«

»Andere Verwandte? Brüder, Schwestern...«

»Brüder hatte ich keine. Aber dafür zwei Schwestern... glaube ich. Ich weiß nicht mehr genau. Zwei oder drei.«

»Onkel, Tanten, Großeltern...«

»Kann schon sein, aber was soll's. Jetzt gibt's nur noch mich.«

»Jetzt gibt's nur noch dich.«

»Ja.«

»Eine interessante Formulierung.«

»Aber so ist es nun mal.«

So ist es nun mal, Cente.

Das Sonnenlicht legt auf dem Weg zur Erde einhundertneunundvierzig Millionen Kilometer zurück, mit einer Geschwindigkeit von dreihunderttausend Kilometern pro Sekunde. Wenn es am frühen Abend auf den Roxas Boulevard trifft, färbt es den Himmel dunkelrot. Tagsüber, wenn die Luftmoleküle es anders brechen, färbt es den Himmel blau.

Licht kann man nicht im Ruhezustand sehen. Egal mit welcher Geschwindigkeit man sich bewegt. Lauf los, immer schneller, bis du mit zweihundertneunundneunzigtausend Kilometern pro Sekunde durch das Sonnensystem rast. Dann achte auf das Licht. Du wirst feststellen, daß du es keineswegs eingeholt hast und es sich weiterhin mit derselben affenartigen Geschwindigkeit von dir entfernt. Mehr noch, deine Gehirntätigkeit hat sich verlangsamt, und für einen unbeteiligten Beobachter hat es den Anschein, als schwebtest du bewegungslos im Raum.

Wenn du zur Erde zurückkehrst, sieh auf deine Armbanduhr. Sie wird eine andere Zeit anzeigen als die Uhren deiner Freunde, Verwandten oder irgendeines anderen Menschen. Und wenn du nicht zur Erde zurückkehrst, lauf einfach weiter. Nach knapp viereinhalb

Jahren erreichst du Proxima Centauri, den Stern, der unserem Sonnensystem am nächsten ist.

Alfredo fand sich in seinem Arbeitszimmer wieder. Fand sich wieder, weil er sich nicht entsinnen konnte, es betreten, sich an den Schreibtisch gesetzt und den Computer eingeschaltet zu haben. Soviel er wußte, saß er nach wie vor auf der Couch und starrte Löcher in die Luft, während ihm Romarios Nachricht immer wieder durch den Kopf ging. Der Ortswechsel wurde ihm erst bewußt, als der Bildschirmschoner einsetzte und die Löcher in der Luft sich in hypnotisierende Spiralen aus bunten Möbiusbändern verwandelten - ein zu irrwitziger Anblick, um ihn zu ignorieren oder als Halluzination abzutun.

Das Arbeitszimmer war Alfredos Allerheiligstes, und da er sich häufig darin aufhielt, war es sorgfältig ausgeleuchtet. Der warme Schein der Schreibtischlampe, der seine Fühler bis in die dunklen Zimmerecken streckte. Die offene Tür, durch die das grelle Licht aus dem Wohnzimmer hereinfiel. Das große Fenster, durch das der Mond, die Sterne und der helle Widerschein der Großstadtlichter zu sehen waren.

Das Arbeitszimmer war darüber hinaus sorgfältig eingerichtet, auch wenn es auf den ersten Blick dem Klischee des akademischen Chaos entsprach. Bücher und Papiere auf dem Boden, Post-it-Zettel an den Wänden und dicke Ringordner, deren Inhalt sich wahllos überall verteilte. Für Alfredo hingegen herrschte in dieser verstreuten Ansammlung von Unterlagen natürlich eine empfindliche Ordnung, die keinerlei Störung vertrug.

Im Gegensatz zu dem Durcheinander auf dem Boden

und an den Wänden war Alfredos Schreibtisch mustergültig aufgeräumt. Abgesehen von Lampe und Computer hatten nur vier Gegenstände Platz darauf gefunden. Erstens ein Füllfederhalter, zur Endredaktion von Computerausdrucken. Zweitens ein Korb für unredigierte Ausdrücke. Drittens ein Korb für redigierte Ausdrücke. Viertens ein gerahmtes Foto seiner Frau.

Es war vor fast zehn Jahren aufgenommen worden, an ihrem neunzehnten Geburtstag, sechs Wochen vor ihrer Hochzeit. Sie trug ein blaues T-Shirt mit dem Bench-Logo über der Brust. In ihrem Mundwinkel hing eine Zigarette, und sie parodierte den typischen Gesichtsausdruck einer schwülen Hollywood-Schönheit.

Die einzigen anderen Einrichtungsgegenstände im Zimmer waren die Stereoanlage und daneben die Regale mit gewissenhaft beschrifteten, chronologisch geordneten Tonbandkassetten. Alfredo schaltete die Anlage nie aus. Die rot und grün leuchtenden Digitaldisplays zeigten Tag und Nacht ihre Bereitschaft an.

Alfredo sah zum Kassettendeck hinüber. Das Band, das er sich morgens angehört hatte, lag noch darin. Eine seiner ersten Aufnahmen.

»Ich habe mich mit meinem Armalite-Gewehr im Baum versteckt. Ich warte auf meinen Feind, und wenn er vorbeikommt, mache ich ihn platt. Die volle Packung, in die Birne. Da sehe ich ihn, aber er hat Josa in seiner Gewalt.«

»Josa... Das hübsche Mädchen aus dem Paradise-Billardsalon?«

»Genau.«

» Und du magst Josa.«

»Alle mögen Josa! Ich kann meinen Feind also nicht erschießen, weil ich Josa sonst verletzen könnte, also springe ich runter und werfe die Knarre weg. Als er mich sieht, geht er zum Angriff über. Er ballert los, aber ich bin so schnell, daß ich ihm entwischen kann. Trotzdem hat er mich getroffen, und ich habe eine Kugel in der Schulter. Zum Glück kann ich mich gerade noch rechtzeitig abrollen, damit ich nicht noch einen Treffer abbekomme. Diesmal greife ich ihn an, und ich gewinne. Ich nehme ihm die Knarre ab und erschieße ihn, obwohl ich eine Kugel in der Schulter habe. Und dann rette ich Josa.«

»... Wer war dein Feind?!«

»Ein Typ mit Schnurrbart.«

» Und warum war er dein Feind?«

»Er war gefährlich. Er war ein Entführer. Ein Profi.«

»Und wie ging es weiter, nachdem du Josa gerettet hattest? Das erzählst du mir nie.«

»...Gar nicht. Da war der Traum zu Ende.«

»Du hast sie also nicht etwa... geküßt oder...«

»Geküßt?«

»Zum Beispiel. Oder hat sie sich vielleicht bei dir bedankt? Wo du sie so oft gerettet hast, ist das doch wohl nicht zuviel verlangt?«

»Stimmt. Aber wir haben uns nicht geküßt. Josa ist ein anständiges Mädchen. Außerdem geht sie mit dem Geschäftsführer vom Paradise, und dagegen kann ich nicht anstinken. Der Typ hat 'ne Karre, Mann, 'neu Toyota. Außerdem ist er ungefähr zwanzig Jahre älter als ich.«

»Na schön... Ahm... war das dein einziger Traum diese Woche? Oder hattest du noch andere Träume, so ähnlich

wie die, über die wir letzte Woche gesprochen haben?»

»Nee. Das war der einzige.«

»Aha... Meinst du, es wäre möglich, dir etwas Mühe zu geben und mir nächste Woche mal was anderes...«

»Fredo, was hast du eigentlich dagegen, wenn ich im Traum ein hübsches Mädchen rette?«

»... Ah... Ich habe nichts dagegen... Aber du erzählst mir jetzt schon seit sechs Wochen nichts anderes, und mein Projekt läuft mindestens ein Jahr. Etwas Abwechslung könnte nicht schaden.«

»Darum geht es doch gar nicht.«

»Ach nein.?«

»Nein. Träumst du nie davon, hübsche Mädchen zu retten?«

»Meine Träume stehen hier nicht zur Debatte.«

»Doch, jetzt schon. Also, ja oder nein?«

»... Ich weigere mich, diese Frage zu beantworten, Totoy.«

»Wieso?«

»Weil... Für mein Projekt ist es von entscheidender Bedeutung, daß wir uns... ah... nicht näher kennenlernen.«

»Und warum?«

»Weil sich das negativ auf unsere Beziehung auswirken könnte. Du könntest mir zum Beispiel, ohne es zu merken, nur noch Sachen erzählen, von denen du glaubst, daß ich sie hören möchte. Oder umgekehrt.«

»Hmm. Also, wenn es dir ums Geld geht, gebe ich dir gern den einen oder anderen Peso zurück, wenn ich dich dafür ein bißchen näher kennenlernen darf.«

»Das ist sehr nett von dir, Totoy, aber ich habe genug Pesos... also, paß auf, ich finde, du solltest versuchen, mir

nächste Woche einen anderen Traum mitzubringen.«

»Und ich finde, du solltest dich fragen, was du dagegen hast, wenn man im Traum hübsche Mädchen rettet.«

»Findest du?«

»Ja, Fredo. Finde ich.«

Alfredo drückte eine Taste, worauf der Bildschirmschoner verschwand, und stellte fest, daß er, ohne es zu merken, nicht nur den Computer eingeschaltet, sondern auch eine Datei aufgerufen hatte.

C:\docs\diss\cl.doc

Oben auf der Seite stand, fett und unterstrichen, der Titel seiner Dissertation: »Soziale Strukturen bei philippinischen Großstadtjugendlichen - Bewußte und unbewußte Berichte von Veränderung und Zusammenbruch«.

Darunter standen, in Kursivschrift, ein paar persönlichere Worte: »Glitz mich nicht so an, Fredo! Schreib mich!«

Alfredo runzelte die Stirn und murmelte: »Immer dasselbe.« Dann änderte er den Satz zu: »Gib dir einen Ruck, Fredo! Schreib mich!«

R. E. M.

1

»Man kann die Panzer nur mit so einer Spezialgranate kampfunfähig machen.« Vincente starrte auf das Häuflein Nägel in Totoys ausgestreckter Hand. Dann schaute er zu der Autoschlange hinüber, die im Schrittempo auf den United Nations Boulevard abbog.

»Wir müssen unser Zielobjekt sorgfältig aussuchen«, fuhr Totoy fort. »Truppentransporter plattzumachen hat keinen Sinn.«

»Also keine Jeepneys.«

»Truppentransporter.«

»Sag ich doch.«

»Ja, vergessen wir die Truppentransporter und konzentrieren wir uns auf ihre allerneuesten Angriffsfahrzeuge.«

»Also Nobelschlitten.«

»Panzer.«

»Panzer. Meinetwegen.« Vincente hielt nach einem geeigneten Modell Ausschau. »Wie wär's mit einem Toyota-Panzer?«

»Hmm... Nein.«

»Daewoo?«

»Nhnh.«

»BMW?«

»BMW? Sag mal, tickst du noch ganz richtig? Wann sieht man hier denn schon mal einen BMW? Oder willst du

etwa die ganze Nacht hier rumstehen?« Totoy stieg auf die Zehenspitzen und knabberte konzentriert an seiner Unterlippe. Dann zeigte er mit dem Finger auf eine rote Limousine: »Nein. Da ist unser Zielobjekt. Ein Honda.«

Der Fahrer sprach in ein Handy. Er war Anfang dreißig und sah aus, als habe er Kinder. Er hatte ein nettes, lebendiges Gesicht und trug ein langärmeliges Hemd, was daraufhindeutete, daß er sich zumeist in klimatisierten Räumen aufhielt.

Trotzdem war die Klimaanlage des Wagens abgeschaltet. Er hatte das Fenster heruntergekurbelt, die Ärmel hochgekrempelt, und Schweiß glänzte auf seiner Stirn. In seinem Mundwinkel hing eine Zigarette. Seiner entspannten Körperhaltung und seiner liebevollen Miene nach zu urteilen sprach er mit seiner Frau oder einem seiner Kinder.

»Und wieso ausgerechnet der?« fragte Vincente.

Totoy zuckte die Achseln. »Wieso nicht?«

»... Keine Ahnung. Trotzdem... wieso ausgerechnet der?«

»Brauchst du für alles einen Grund?«

»Nein.«

»Na also. Was spricht dagegen?«

»Keine Ahnung, sag ich doch. Aber der Typ... ist auf dem Weg nach Hause. Er hat gerade seine Frau angerufen. Er ist auf dem Weg nach Hause zu seiner Frau und seinen Kindern.«

Totoy betrachtete den Honda und seinen Fahrer. »Pare«, sagte er. »Der Typ fährt einen Panzer, ruft über Funk Verstärkung, und wenn wir ihn nicht ausschalten, nimmt

seine Armee Manila ein.«

Vincente lachte.

»Findest du das etwa witzig?«

»Äh...«

»Du findest es also witzig, wenn Manila dem Erdboden gleichgemacht wird! Tausende von Toten! Willst du dir mit diesem Blut vielleicht die Hände schmutzig machen? Denn eins kannst du mir glauben...« Totoys Augen weiteten sich bei dem Gedanken an das grauenhafte Blutvergießen. »Ich nicht.«

»Ihr miesen kleinen Scheißer! Verdammt Mistfliegen! Hiergeblieben, ihr kleinen...«

»Dein treusorgender Familienvater«, keuchte Totoy. Er rannte, mit stampfenden Gliedmaßen, geballten Fäusten, gerecktem Kinn und vorgestreckter Brust.

Kurz darauf versuchte er es noch einmal. »Dein treusorgender Familienvater ist aber nicht auf den Mund gefallen.«

»Nja«, pflichtete Vincente ihm bei. Da er die längeren Beine hatte, strengte ihn das Sprinttempo nicht so sehr an.

»Er ist wohl ziemlich stinkig.«

Es machte Vincente Spaß, nachts durch Manila zu rennen. Er hatte das dunkle Gefühl, daß seine läuferischen Fähigkeiten ihm irgendwann einmal zugute kommen könnten. Schlaglöcher, rissige Gehsteige, glitschige Kanalufer, offene Kloaken, schäbige Seitenstraßen, die ständig ihr Gesicht veränderten und Einblick gewährten in mehr oder weniger verfallene Slums. Glasscherben. Messerscharfe Metallstücke mit rostigen Kanten. Wenn man bei hohem Tempo stürzte, konnte man sich üble Schnittwunden zuziehen. Kein Mensch rannte durch die dunklen Straßen Manilas, es sei denn, er kannte sich hier bestens aus oder hatte keine andere Wahl.

Vor zwei Jahren hatte sich Vincente aus Langeweile in der Nähe der Quiapo-Brücke herumgetrieben, als ein Mann an ihm vorbeigerannt war. Ein Typ mit Job und Aktenkoffer, ganz ähnlich wie der Fahrer des Honda, den

sie gerade plattgemacht hatten. Aus unerfindlichen Gründen war ihm eine siebenköpfige Gang auf den Fersen. Der Abstand zwischen den Verfolgern und ihrem Opfer betrug etwa zehn Meter.

Obwohl Vincente sich das Schauspiel wohlweislich hatte entgehen lassen, war er sicher, daß der Mann ihnen ins Netz gegangen war. Blieb nur die Frage, ob sie ihn umgebracht hatten oder nicht. Vincente empfand Mitleid für den armen Kerl.

Zugleich jedoch empfand er so etwas wie wehmütigen Stolz. Er selbst hätte bei einem Vorsprung von zehn Metern gute Chancen gehabt, seinen Verfolgern zu entwischen und mit heiler Haut davonzukommen.

»Müde?« fragte Vincente.

Totoy schüttelte nur den Kopf, weil er vor lauter Anstrengung kaum Luft bekam.

»Hast du was dagegen, wenn wir noch ein bißchen joggen?« Totoy schüttelte wieder den Kopf, und sie liefen weiter.

Aufgrund der Unterschiede in der Größe und Schrittlänge verfielen sie in einen mittleren Rhythmus und rannten in nahezu gleichbleibendem Abstand nebeneinanderher. Immer wenn einer von ihnen zur Seite blickte, befand sich sein Freund mehr oder weniger an derselben Stelle wie zuvor. So gesehen, bewegten sich die beiden kaum.

Nur ihre Umgebung veränderte sich.

Wer erschießt schon eine Katze?

Ein reicher Student, mit der Westentaschenautomatik, die sein Vater ihm zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hat. Hin und wieder prahlt er damit, im Zorn schon einmal abgedrückt zu haben. Aber auf Nachfrage saugt er sich die Einzelheiten aus den Fingern und tut so, als spräche er nur ungern über dieses Thema.

In Wahrheit hat er noch nie mit der Pistole geschossen, was ihn, aus Gründen, über die er wirklich nur sehr ungern spricht, ziemlich wurmt.

Eines Abends fährt er mit seinem Motorrad quer durch die Stadt, um sich in einer Kneipe in Makati mit einem Mädchen zu treffen. Dabei führt ihn sein Weg auch durch die öden Straßen rings um das verfallene Hotel Patay. Als er von der Sayang Avenue links in den Sugat Drive einbiegen will, erfaßt sein Scheinwerfer urplötzlich eine Katze. Er macht eine Vollbremsung, und die Maschine rutscht ihm unter dem Hintern weg und schlittert im hellen Funkenregen über die Fahrbahn. Als er sich schließlich wütend und erschrocken hochgerappelt hat, sieht er die Katze, die ihn erstens fast das Leben und zweitens sein Motorrad gekostet hat.

Dreißig Sekunden später macht er seine Geschichte wahr und drückt ab. Die Einzelheiten saugt er sich zwar noch immer aus den Fingern, nur glühen ihm dabei jetzt nicht mehr die Wangen.

Ein besoffener Polizist, der mit seinem Streifenwagen in einem Anfall tiefster Depression durch einen ehemaligen Rotlichtbezirk fährt - eine wahre Goldgrube, wo Schmiergelder und Gratissex mit Teenienutzen früher an der Tagesordnung waren. Er hält am Straßenrand, betrachtet die leeren Häuser, die Gassen, in denen einst bunte Neonschilder leuchteten. Nostalgie und Alkohol treiben ihm die Tränen in die Augen. »Schnee von gestern«, flüstert er mit heiserer Stimme. »Aus und vorbei.«

In diesem Moment erblickt er eine Katze. Einer plötzlichen Regung folgend zieht der Polizist seinen Revolver und erschießt sie. Nachdem er zugesehen hat, wie die Katze verblutet, wischt er sich mit dem Ärmel die Tränen ab und öffnet mit den Zähnen eine neue Flasche San Miguel. Dann legt er den Gang ein und setzt seine Reise in die Vergangenheit langsam fort. Kaum eine Stunde später jagt er sich eine Kugel in den Kopf.

Eine Frau, deren Kind infolge des Kratzers eines schlecht gelaunten Straßenkaters an Blutvergiftung gestorben ist. Aus lauter Kummer über ihren schmerzlichen Verlust wird sie verrückt, streift rachsüchtig durch die Straßen und ritzt für jede tote Katze zufrieden eine Kerbe in den Holzgriff ihrer Pistole.

Ein zugehörnter Shabu-Raucher, der sich erstens unverwundbar und zweitens ungerecht behandelt fühlt und es Gott und der Welt heimzahlen will.

Ein Katzenhasser. Ein Mäusefan. Ein Rattenschützer.

Ein Gangsterchauffeur.

»Es interessiert mich nicht, wer das Vieh erschossen hat«, sagte Totoy. Er lag auf dem Gehsteig ausgestreckt, und als er sich aufsetzte, hinterließen die Schweißflecken in seinen Shorts und seinem T-Shirt einen sauberen Abdruck auf dem Bordstein. »Ich bin total fertig. Ich bin noch nie so weit gerannt.«

Vincente hockte neben dem Bündel aus Blut und Fell und spielte mit den wenigen Locken, die den Barangay Tanod unbeschadet überstanden hatten. »Mich schon«, sagte er. »Ist doch komisch. Wie kann man so was machen?«

»Ich könnte die ganze Nacht so liegen bleiben.«

»Nee, echt... eine Katze. Wie kann man auf eine Katze so böse sein, daß man sie erschießen will?«

»Im Ernst. Ich könnte auf der Stelle wegpennen. So fertig bin ich.«

»Wenn es hier wenigstens Häuser gäbe. Dann würde ich sagen: Okay, die Katze hat dauernd geschrien, und irgendein Typ wollte seine Ruhe. Aber hier wohnt weit und breit kein Schwein.«

»Außerdem habe ich Durst. Ich brauche was zu trinken.«

»Sie ist noch ziemlich warm.«

»Gehen wir einen Seven Eleven suchen? Mal sehen, ob wir uns an dem Wachmann vorbeischieben und eine Cola abziehen können?«

»Arme Katze...«

»Mmm, Cola... Köstlich und erfrischend!«

»Was es nicht alles gibt.«

»Cola«, sagte Totoy ungeduldig. Vincente nahm eine Katzenpfote in die linke Hand und ließ den Daumen kopfschüttelnd über die eingezogenen Krallen gleiten.

Es war nicht immer leicht, sich mit Vincente zu unterhalten. Er redete nicht nur häufig wirres Zeug, sondern hatte obendrein die Angewohnheit, sich in ein bestimmtes Thema zu verbeißen, so daß er zwei Wochen oder länger über nichts anderes mehr sprach. Vor ein paar Monaten war dieses Thema »Die Hölle« gewesen.

Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge mußte sich jeder, der zum Essen in die Armenküche kam, eine Predigt anhören. Der irische Priester, der seit seiner Zeit als Missionar auf Mindanao das rechte Bein nachzog, humpelte quer durch das Kantinenzelt und setzte sich neben einen. Dann sah er einem eine Zeitlang dabei zu, wie man seinen Reis hinunterschlang, und wenn man aufblickte, lächelte er dünn und zwinkerte. Schließlich, es waren höchstens noch drei oder vier Löffel in der Schüssel, räusperte er sich und hob, in nicht gerade akzentfreiem, aber äußerst flüssigem Tagalog, zu seinem Vortrag an.

Und der ging beispielsweise so: »Jungs, ich möchte euch etwas erzählen. Bleibt ruhig sitzen und spitzt die Ohren. Neulich nachts, als ich wie so oft schlaflos im Bett lag, kam mir ein merkwürdiger Gedanke. Gott allein weiß, wo das Paradies ist. Uns hingegen, euch und mir, wird es auf ewig ein Rätsel bleiben, wo sich das Paradies befindet. Dennoch, und das ist ein mindestens ebenso großes Rätsel, wissen wir genau, wo wir es suchen müssen. Wir wissen nicht, wo es liegt... und doch finden wir es. Ein

faszinierender Gedanke, nicht wahr? Vielleicht sollten wir uns damit einmal etwas ausführlicher befassen...«

Doch heute abend verlief alles ganz anders. Der Priester wollte sich gerade räuspern, da kam Vincente ihm zuvor.

»Ich stecke in der Klemme, Padre«, sagte er. »Ich komme in die Hölle.«

»Oh«, erwiderte der Priester, der sich über Vincentes Gesprächsbereitschaft ebenso sehr zu wundern schien wie über seine Worte. Normalerweise quittierten die Nutznießer der Armenküche seine Ausführungen mit Schweigen. »...Nun ja, ich würde sagen, du bist eigentlich noch viel zu jung, um zu einem solchen Schluß zu gelangen. Kannst du mir sagen, wie du darauf gekommen bist?«

»Ich weiß nicht. Ist nur so ein Gedanke.«

»Ein törichter Gedanke. Ich kenne dich nun schon eine ganze Weile, und du bist ein guter Junge. Viel zu gut für den Teufel.«

»Ich glaube trotzdem, daß ich in die Hölle komme.«

»Ach.« Der Priester verknotete die Finger zu einem Bogengang mit einem Dach aus abgekauerten Nägeln. »Vincente... hast du etwas angestellt? Wir sollten vielleicht lieber unter vier Augen darüber sprechen. Wir könnten zum Beispiel einen Spaziergang machen oder...«

»Es geht darum, was ich tun werde. Nicht darum, was ich getan habe.«

»Möchtest du etwa sündigen?«

»... Ich wüßte nicht, wie sich das vermeiden ließe.«

»Aber mein Sohn, dafür ist die Kirche da. Um dir Trost und Rat zu spenden, wenn du...«

»Die Hölle«, sagte Vincente, »ist ewig. Sie hört niemals

auf. Und wenn man einmal drin ist, kommt man nicht mehr raus.«

Obwohl dem Priester deutlich anzusehen war, daß er die Unterbrechung mißbilligte, wurde er spielend damit fertig. »Ja, das stimmt, Vincente. Die Qualen der Hölle sind endlos.«

»Meinen Sie, wenn mein Vater tot ist, schmort er in der Hölle?«

»...Dein Vater?«

»Wäre doch möglich, oder?«

»Ich...«

»Kann man in die Hölle kommen?«

»...Ja.«

»Also wäre es möglich.«

»Wenn er nicht mehr unter uns weilt, wäre das theoretisch durchaus möglich. Aber...«

»Ich glaube, er ist in der Hölle, weil er mich verlassen hat. Und wird von Teufeln gefoltert.«

»Wenn ich in die Hölle komme, werde ich ein Teufel«, fuhr Totoy abrupt dazwischen. Er hatte den eisigen Unterton in Vincentes Stimme bemerkt, der normalerweise nichts Gutes zu bedeuten hatte. Und nichts Gutes hieß in diesem Falle Hausverbot. »Ich bewerbe mich um den Job, sobald ich da unten angekommen bin.«

»Aber Totoy«, schimpfte der Priester. »Das kann unmöglich dein Ernst sein. Den Teufeln ist das Himmelreich verschlossen, und deshalb müssen sie dieselben Qualen erleiden wie die Verdammten.«

»Ich glaube, er wird von Teufeln gefoltert, Padre«, wiederholte Vincente, der sich von Totoys Versuch, das Gespräch in eine unverfänglichere Bahn zu lenken, nicht

im mindesten beeindruckt zeigte. Er stellte seine Schüssel auf den Tisch, obwohl er seine Suppe noch nicht aufgegessen hatte. »Er ist in der Hölle und kann nicht mehr raus. Ich finde das ungerecht.«

»Es gibt bestimmt jede Menge Teufel«, sagte Totoy mit wachsendem Unbehagen. »Die Hölle ist bestimmt riesengroß.«

Doch der Padre ließ sich von seinen Bemühungen ebensowenig beeindrucken wie Vincente. »Was gerecht ist, bestimmt nicht der Mensch«, sagte er, zweifellos aus persönlicher Erfahrung. »Um im Leben Gerechtigkeit zu erfahren, müßten wir die Wege Gottes kennen.« Zum Beweis klopfte er mit den Fingerknöcheln auf sein schlimmes Bein.

»Mir geht es nicht um Gerechtigkeit im Leben. Die Hölle kommt nach dem Leben. Und ich finde es ungerecht, daß Gott beschlossen hat, meinen Vater in der Hölle schmoren zu lassen.«

»Vincente, wenn dein Vater tatsächlich in der Hölle ist, was weder du noch ich mit Gewißheit sagen können, dann nicht, weil Gott es so bestimmt hat. Ganz im Gegenteil. Durch unser Handeln im Diesseits bestimmen wir, was uns im Jenseits erwartet.«

»Niemand bestimmt, daß er in die Hölle kommt.«

»Nein, niemand möchte, daß er in die Hölle kommt, aber...«

Vincente unterbrach den Priester ein zweites Mal. »Wenn Gott bestimmt, daß mein Vater in die Hölle kommt, kann ich ihn nur wiedersehen, wenn ich auch in die Hölle komme.«

»Ach«, sagte der Padre. »Ich bin heute offenbar etwas

schwer von Begriff. Jetzt verstehe ich, worauf du hinauswillst.«

»Oder meinen Sie, in der Hölle gibt es Besuchstage?«

»Mein Sohn, bitte...«

»Ich glaube, kaum.«

»Mein Sohn...«

»Mit anderen Worten, wenn ich im Leben keinen Mist baue, sehe ich ihn nie wieder. Und wenn ich was anstelle, sehe ich ihn zwar wieder, schmore aber selbst für immer in der Hölle.«

»Mein Sohn! Würdest du mir bitte einen Augenblick zuhören?«

»Finden Sie das etwa gerecht?«

»Wie ich schon sagte, um im Leben Gerechtigkeit zu erfahren, müßten wir die Wege ...«

»Herrgott noch mal!« explodierte Vincente. »Danach habe ich nicht gefragt! Die Wege Gottes und Ihr schlimmes Bein gehen mir am Arsch vorbei! Ich habe Sie gefragt, ob Sie das gerecht finden!«

Der Priester war wie vor den Kopf geschlagen. »Ich...«, stammelte er.

»Bitte geben Sie uns kein Hausverbot!« sagte Totoy.

»Ein einfaches Ja oder Nein würde schon reichen, Padre!« brüllte Vincente wütend und stand auf. »Das kann doch nicht so schwer sein!«

Der Priester war ein barmherziger, verständnisvoller Mann, und so wurde den beiden Jungen trotz Fluchens und der Essensschlacht, die Vincentes Wurf mit der Suppenschüssel losgetreten hatte, ausnahmsweise kein Hausverbot erteilt.

»Keine Sorge, mein Sohn«, sagte der Padre, als Totoy ihn tags darauf besuchte, um sich im Namen seines Freundes überschwenglich zu entschuldigen. »Aber natürlich könnt ihr wiederkommen. Ihr könnt jederzeit wiederkommen und werdet hier mit offenen Armen empfangen. Es gibt wahrhaftig Schlimmeres auf dieser Welt als eine Essensschlacht... trotzdem wäre ich euch sehr dankbar, wenn dergleichen nicht wieder vorkäme.«

Dann setzte er hinzu: »Im übrigen habe ich mich gestern abend noch mit dem lieben Gott unterhalten. Weder du noch Vincente oder sein Vater kommen in die Hölle. Bestell Vincente einen schönen Gruß von mir und richte ihm das aus. Ich will nicht, daß ihr euch über Teufel und dergleichen den Kopf zerbrecht, hörst du?«

Totoy versprach, sich über Teufel und dergleichen nicht den Kopf zu zerbrechen. Er hielt sein Versprechen.

Vincente hingegen redete über nichts anderes mehr. Abend für Abend, geschlagene zwei Wochen lang. Was sollte man machen? So war er nun mal. Totoy sprang auf.

»Eins kann ich dir sagen, Cente, ich habe keinen Bock, mich die nächsten vier Wochen darüber zu unterhalten, wer diese dämliche Katze geplättet hat. Verstanden?«

Vincente schwieg. »Suchen wir einen Seven Eleven«, sagte er schließlich. »Nach der ganzen Rennerei brauche ich dringend eine Cola.«

Es gab keinen Seven Eleven. Es gab gar nichts. Weit und breit. Und obwohl sie nicht den Eindruck hatten, sich im Kreis zu bewegen, schien ihr Weg ins Nichts zu führen. Insgeheim fragten sich die beiden Jungen, wie sie überhaupt hierher geraten waren. Vor allem Totoy, der sich in der Stadt noch nie verlaufen hatte. Sich hier zu verlaufen erschien ihm ebenso absurd, wie beim Sprung in den Pasig plötzlich das Schwimmen verlernt zu haben.

Vincente hingegen hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch. Es verwirrte ihn, mitten in Manila auf ein derart ödes, menschenleeres Viertel zu stoßen. Zwar gab es viele öde Viertel in der Stadt, aber die waren in aller Regel bewohnt.

Noch verwirrender fand er, daß der Bezirk noch bis vor kurzem sehr belebt gewesen sein mußte. Alles sprach dafür. Rauchgeschwärzte Ladenfronten, halb herunterhängende Plakate, kaputte Neonschilder. Auch in den Häusern ließ sich allerhand Bizarres entdecken. Hinter eingeworfenen Fensterscheiben waren die undeutlichen Umrisse von Restauranttischen mit Platzdeckchen und Bierflaschen darauf zu erkennen. In einer verlassenen Bar gab es sogar noch eine Musicbox. Sie war umgestürzt und lag - schmutzig, aber allem Anschein nach intakt - inmitten von Zeitungsfetzen und zertretenen Getränkedosen wie eine japanische Schatztruhe in einem Meer verwunschener Geldscheine. Vicente fragte sich, weshalb man derlei funktionstüchtige und wiederverwertbare Gegenstände achtlos zurückgelassen hatte, statt sie nach allen Regeln der

Kunst auszuschlachten. Es sah aus, als sei das gesamte Nachtleben auf einen Schlag ausgelöscht worden.

Totoy hatte offenbar eine eigene Theorie entwickelt, wie es dazu gekommen war.

»Nimm dich in acht«, sagte er leise, nachdem sie schweigend eine ganze Straße hinter sich gelassen hatten.

Vincente runzelte die Augenbrauen. »Wovor?«

»Vor dem Clown.«

»... Vor welchem Clown?«

»Dem Burger-Clown. Ich glaube, dieses Viertel ist nur seinetwegen wie ausgestorben. Es ist wahrscheinlich sein Jagdrevier.«

Vincente enthielt sich wohlweislich jedes Kommentars zu Totoys rätselhafter Andeutung. Da ihm ohnehin unbehaglich zumute war, konnte er auf Totoys Phantasien gut verzichten.

Erleichtert erreichten sie das leere Grundstück. Es wurde von vereinzelt Tonnenfeuern und dem Mond erhellt, und dahinter zeichneten sich flache Elendshütten gegen den dunklen Himmel ab. In einigen von ihnen brannte Licht, Glühbirnen und Öllampen.

»Sieht vielversprechend aus«, meinte Totoy. »Die Slums...«

»Mhmm.«

»Wir könnten jemanden fragen, wie wir wieder nach Ermita kommen.«

»Fragen kostet nichts.«

»Also...«

»...Probieren wir's.«

Auf halbem Wege sagte Totoy: »Pistolenschüsse.«
Vincente nickte.

»Ziemlich laut.«

»Ganz in der Nähe.«

»Aus einem Haus.«

»Direkt hinter uns.«

»Nja.«

Die Jungen blieben stehen und lauschten. Das satte Echo der Feuersalven hallte von den Häuserwänden wider und fuhr ihnen zitternd in die Brust.

»Der Schuß war lauter.«

»... Da schreit jemand.«

»Komm, wir hauen ab.«

»... Ja. Hauen wir ab.«

Mädchen retten

1

Vom Wohnzimmer ins Arbeitszimmer und den Computer einschalten. Vom Schreibtisch zum Fenster und mißmutig zu uralten Lichtpunkten hinaufstarren. Unter »Gib dir einen Ruck« hatte er getippt: »Denk dir ein Wasserstoffatom.«

Denk dir ein Wasserstoffatom, Cente. Das einfachste aller Atome: Ein einzelnes Elektron kreist um einen Kern. Dann denk dir den Kern fünfmillionenfach vergrößert, womit er in etwa das Format einer Fünfpesomünze hätte. Dem Maßstab entsprechend wäre das Elektron jetzt rund einen Kilometer weit weg.

Ein Kilometer Entfernung zwischen Kern und Elektron, wenn der Kern so groß wäre wie eine Fünfpesomünze. Selbst wenn man es sehen könnte, gäbe es in einem Atom so gut wie nichts zu sehen. Denn es besteht hauptsächlich aus Nichts. Aus leerem Raum. Und dieser Raum ist so groß, daß ein Neutrino, das man in einen lichtjahrdicken Bleiklotz schießt, wahrscheinlich mit nichts kollidieren und am anderen Ende unverseht wieder austreten würde.

Mit anderen Worten, wenn du ein lichtjahrdicker Bleiklotz bist und dir mit einer Neutrinokanone das Hirn aus dem sprichwörtlichen Schädel pusten möchtest, hast du gute Überlebenschancen.

Ebenso gute Überlebenschancen hast du, wenn du ein

lebensmüdes Neutrino bist und dich aus dem dreißigsten Stock der Legaspi Towers in die Tiefe stürzt. Du würdest glatt durch den Gehsteig hindurchgehen und weiterfallen. Immer weiter durch den Boden, die Gesteinsschichten, den ganzen Planeten, immer und immer weiter.

Sowohl das unvorstellbar Große als auch das unvorstellbar Kleine haben also gute Chancen, einen Selbstmordversuch zu überleben.

Nun könnte man annehmen, daß dies auch für eine junge Frau gilt, die sich aus dem dreißigsten Stock der Legaspi Towers in die Tiefe stürzt. Bei all dem Nichts und leeren Raum könnte man annehmen, daß die Atome der Frau und des Gehsteigs sich verbrüdernd und sie unbehelligt passieren lassen.

Theoretisch wäre das durchaus denkbar. Doch in der Praxis hat das Denkbare so gut wie keine Chance.

Alfredo wischte sich den Schweiß von der Oberlippe.

»Ende«, sagte er und drückte die Lösch Taste.

Alfredo verzichtete darauf, sich Totoys letzten Traum noch einmal anzuhören. Zwar würde er sich spätestens, wenn er von den unbewußten zu den bewußten Berichten von Veränderung und Zusammenbruch vordrang, genauer damit auseinandersetzen müssen. Doch jetzt hatte er dazu keine Zeit. Statt dessen konzentrierte er sich, wie so oft, auf seinen Meisterschüler falls man Vincente überhaupt als seinen Schüler bezeichnen konnte. In ordentlichen Großbuchstaben schrieb er auf die Kassettenhülle: »Nr. 43 - Sterbendes/totes Baby, nachlässiger Vater«.

Da er das Gespräch noch recht gut in Erinnerung hatte, legte er das Band erst einmal beiseite und machte sich statt dessen auf die Suche nach älteren Aussagen Vincentes über seinen Vater. »Vater, Vater«, murmelte er, ging vor den Regalen in die Hocke und ließ den Finger über die lange Reihe von Kassetten gleiten. Auf den dreiundvierzig Bändern befand sich jede Menge Material über Vincentes Vater. Bei Nr. 4 zögerte er kurz, wie auch bei Nr. 5, 6, 9, n, 16, 17, 18, 23, 24, 28, 30, 31, 36 und 37. Schließlich entschied er sich für »Nr. 29 - Der Flüchtende (2. Version)/Vater-Hölle«.

»... Den Traum hast du mir schon mal erzählt.«

»Ich weiß. Aber an einen anderen kann ich mich diese Woche leider nicht erinnern.«

»Aha...«

»Willst du ihn nicht haben?«

»... Wie kommst du denn darauf?«

»Weil du dich immer beschwerst, Totoys Träume wären alle gleich.«

»Das ist was anderes. Im Gegenteil, ich finde es sehr interessant, daß du diesen Traum öfter als einmal hattest.«

»Viel öfter sogar.«

»Regelmäßig? Jede Woche, jeden Monat...«

»Manchmal habe ich ihn jede Woche. Dann habe ich ihn wieder eine ganze Weile nicht.«

»Und wie lange geht das schon so?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ein Jahr.«

»Ein Jahr ...Was du nicht sagst...«

»Wieso?«

»Nun ja, vor ziemlich genau einem Jahr hast du mir den Traum das erste Mal erzählt. Und damals hast du gesagt, daß er auf einem wahren Vorfall beruht. Aber du hast auch gesagt, daß dieser Vorfall schon zwei Jahre zurückliegt... und deshalb frage ich mich, warum er dir auf einmal so wichtig ist.«

»Hmm...«

»Was meinst du, warum er dir so wichtig ist?«

»Keine Ahnung. Was meinst du?«

»So kommen wir nicht weiter.«

»Fredo, können wir nicht Schluß machen für heute ? Ich bin fix und fertig. Außerdem muß ich Totoy finden, bevor es...«

»... dunkel wird. Ich weiß. Also... wenn ich recht verstehe, weiß der Mann nicht, wo es langgeht, und aus diesem Grunde glaubst du, daß die Gang ihn früher oder später kriegt. Gleichzeitig bist du stolz darauf, daß du an seiner Stelle mit heiler Haut davonkommen würdest.«

»Mhmm.«

»Du hast außerdem betont, daß der Mann ziemlich gut gekleidet ist und eine Tasche bei sich hat.«

»Ja.«

»Also... erinnert dich, das nicht an irgendwas? Oder irgendwen?«

»Nein.«

»Ach komm, Cente! Es muß dich an irgendwen erinnern.«

»Höchstens an den Typ neulich, der auch verfolgt wurde.«

»Meinetwegen. Aber das kann doch nicht alles sein. Paß auf. Wir kennen uns jetzt seit ziemlich genau einem Jahr. Und seit ziemlich genau einem Jahr träumst du von einem Mann, der nicht weiß, wo es langgeht, gut gekleidet ist und eine Tasche bei sich hat... Worüber lachst du?«

»Über dich. Du denkst, der Typ bist du.«

»...Was ist denn daran so komisch?«

»Gut gekleidet?«

»...Meine Klamotten waren ziemlich teuer.«

»Ach ja?«

»Ich... Und was ist mit der Tasche?«

»Es war ein Aktenkoffer. Und kein Rucksack.?

»Das ist kein Rucksack!«

»Aber mit Sicherheit auch kein Aktenko -«

»Scheiße«, sagte Alfredo und betätigte die Pausentaste des Kassettendecks. Er zählte mit, wie oft das Telefon klingelte, und ärgerte sich, weil er den Anrufbeantworter abgestellt hatte. Nach dem zwanzigsten Klingeln wußte er, daß Romario nicht aufgeben würde.

Eigentlich hatten sie nichts gemein außer der Schulzeit, und die lag weit zurück. Ihr Geschmack in Sachen Literatur, Musik und Film war grundverschieden. Romario sprach in kurzen, knappen Sätzen, Alfredo hingegen plapperte oft einfach drauflos, ohne genau zu wissen, was er eigentlich sagen wollte. Alfredo war reich zur Welt gekommen, Romario hatte sich seinen Reichtum erarbeitet. Während Romario sich die Hörner abgestoßen hatte, war Alfredo in den Hafen der Ehe eingelaufen. Als Romario die Frau seines Lebens gefunden hatte, war Alfredo kopflos auf den Balkon hinausgestolpert, weil seine Frau ihn verlassen hatte.

Aus diesen und anderen Gründen erstaunte es die beiden immer wieder, daß sie überhaupt befreundet waren. Dies schlug sich vor allem in endlosen Gesprächen darüber nieder, wie sie sich kennengelernt hatten und weshalb sie damals nicht auf der Stelle kehrtgemacht und in entgegengesetzte Richtungen davongegangen waren.

Eine Weile brachte Romario vor lauter Wut kein Wort heraus.

Dann sagte er: »Pare, warum tust du eigentlich so, als ob du nicht zu Hause wärst, obwohl du genau weißt, daß ich deine Wohnung von meinem Büro aus sehen kann?«

Um Zeit zu gewinnen, hustete Alfredo. »... Hab ich vergessen, pare.«

»Unsinn«, bellte Romario. »Von wegen, hab ich vergessen. Du willst doch bloß wissen, wie lange ich es

klingseln lasse.«

»Tut mir leid.«

»Und anrufen tust du mich auch nie. Du rufst mich nie an! Immer muß ich dich anrufen.«

»Es tut mir leid.«

»Weißt du, was ich glaube? Das Ganze ist ein Test. Und wenn ich nicht anrufe, bin ich durchgefallen, und du würdest dich ein halbes Jahr nicht bei mir melden.«

»Quatsch«, widersprach Alfredo energisch, machte es sich auf der Couch bequem und klemmte sich den Hörer unters Kinn. »Ein halbes Jahr! Aber was den Test angeht, hast du vermutlich recht.«

»Natürlich habe ich recht.«

»Vielleicht hättest du Psychologe werden sollen und nicht ich.«

»Vielleicht.«

»... Du hast den Test bestanden. Freut mich, daß du immer wieder anrufst.«

»Das will ich schwer hoffen.«

Alfredo lächelte. »Nein, wirklich.«

»Gut. Warte mal kurz, ich habe ein Gespräch auf der anderen Leitung.«

»... Und schon sind wir wieder da, mit einem megacoolen Track von zwei megacoolen Typen aus dem schönen Cardona Rizal, die ausgezogen sind, die Pinoy-Technoszene auf den Kopf zu stellen und die Clubs in Makati im Sturm zu erobern. Ihr wißt schon, wen ich meine, also dreht die Boxen auf und laßt es krachen... nach diesem kleinen Verbrauchertip von Burger Machine, dem 24-Stunden-Burger-Shop, dem Burger-Shop, der niemals

schläft...«

In anderen Büros liefen Casio-Cover-Versionen von Bach und Dr. Hook, in der Warteschleife von Romarios Büro hingegen wurden nichtsahnende Anrufer mit Flip FM gefoltert, Manilas einzigem 24-Stunden-Nonstop-Dancefloor-Sender. Denn Romario war der alleinige Inhaber und Chef von Flip FM.

»Wußtest du eigentlich«, hatte Alfredo ihn einmal gefragt, »daß die Radiowellen von Flip FM sich im ganzen Weltall ausbreiten? In ein paar Millionen Jahren erreichst du vielleicht eine ganz neue Zielgruppe außerirdischer Lebensformen.«

»Echt?« hatte Romario verblüfft erwidert. »Tja, als erfolgreicher Geschäftsmann muß man eben an die Zukunft denken. Aber im Moment mache ich mir eigentlich eher Gedanken darüber, wie ich die Lebensformen in Ilocos Norte erreichen kann. Wenn ich ein halbwegs anständiges Signal nach Nordluzon zustande gekriegt habe, sprechen wir uns wieder.«

»Also«, unterbrach Romarios Stimme die auf den Kopf gestellte Pinoy-Technoszene, was immer das sein mochte. »Ich bin für japanisch. Ich habe ziemlich gesoffen gestern abend. Mir geht's nicht besonders. Deshalb plädiere ich für japanisch.«

»Essen?«

»Ja, was denn sonst, du Witzbold? Also, was hältst du davon, wenn wir alle zusammen zum Japaner gehen?«

»Alle?«

»Alle. Du, ich, alle.«

»Was heißt hier alle? Alle sind doch wohl mehr als zwei.«

»Hmm...« Alfredo hörte, wie Romario in Papieren wühlte. »Also, pari, was ist? Japanisch!«

»Nur du und ich?«

Wieder wühlte Romario in Papieren. »Hmm...«

»Romario?«

»Was?«

»Du, ich, und wer noch?«

»Äh... Na ja, ich und Sylvie.«

Alfredo schloß die Augen. »Und Sylvie bringt noch...«

»Keine Ahnung. Was spielt das für eine Rolle?«

»Eine Freundin mit.«

»Nein, verdammt noch mal, eine Schachtel Donuts. Ja, eine Freundin! Soviel ich weiß, arbeitet sie für den Inquirer. Sie sieht dermaßen gut aus, kaum zu glauben, daß die Kleine noch solo ist. Ein Gesicht wie ein Engel, und obendrein intelligent. Sie liest Bücher.«

»Romario«, sagte Alfredo.

»He«, fiel Romario ihm ins Wort. »Ich muß Schluß machen. Mein letzter Termin für heute ist gerade gekommen. Also, Fredo, folgendes. Ich bin jetzt noch eine knappe Dreiviertelstunde im Büro, danach fahre ich ins Restaurant. Wenn du mitkommen willst, ruf an, dann hole ich dich mit dem Wagen ab. Wenn nicht, bist du ein Arschloch, und ich falle demnächst garantiert durch deinen blöden Test.«

»Ist gut«, sagte Alfredo. Doch die Leitung war schon tot.

»Das ist kein Rucksack!«

»Aber mit Sicherheit auch kein Aktenkoffer.«

»...Na gut.«

»Trotzdem nicht übel, deine Tasche.«

»Aber eben kein Aktenkoffer.«

»Tut mir leid.«

»Deswegen brauchst du dich doch nicht zu entschuldigen.«

»Bist du jetzt beleidigt?«

»Beleidigt? Nein, warum sollte ich beleidigt sein?«

»Und was diesen Typen auf der Flucht angeht... das warst nicht du. Ja, klar, theoretisch wäre das durchaus drin. Wie vor ein paar Wochen, als ich von der Katze geträumt habe, und du meintest, die Katze könnte Totoy sein. Das hat mir eingeleuchtet. Irgendwas an der Katze hat mich an Totoy erinnert.«

»Aber der Mann auf der Flucht hat dich nicht an mich erinnert.«

»Genau.«

»... Hat er dich vielleicht an jemand anderen erinnert?«

»Das wollte ich doch gerade sagen. Also, wenn überhaupt, dann höchstens an meinen Vater.«

»Aha. Kannst du mir sagen, weshalb?«

»Sie sind beide auf dieselbe Art gestorben.«

»Falls dein Vater nicht doch noch lebt, Cente.«

»Nein, er ist tot, und er ist genau so gestorben. Ich glaube, er ist in einen Überfall geraten. Er wurde gejagt, und genau wie der Mann in meinem Traum wußte er nicht,

was er tun sollte. Sie haben ihn erwischt und umgebracht. So sehe ich das.«

»Hmm.«

»Meinst du nicht auch, daß er so gestorben ist?«

»...Schwierige Frage. Nach allem, was ich über dich weiß, halte ich es für durchaus möglich, daß dein Vater tot ist. Und wenn er tot ist, könnte er durchaus so gestorben sein.«

»Gut. Ich dachte schon, du wolltest mir das ausreden.«

»... Da brauchst du keine Angst zu haben. Ich wollte nur sagen... Wir werden vermutlich nie erfahren, was aus deinem Vater geworden ist... aber realistisch betrachtet, könnte es durchaus so gewesen sein, wie du es im Traum gesehen hast.«

»Ja.«

»Das ist sehr, sehr schade.«

»Schade?«

»Findest du nicht auch?«

»Kommt drauf an, für wen. Für ihn, weil er bestimmt einen tierischen Schiß hatte, bevor er ermordet wurde. Aber...«

»...«

»...«

»...Aber?«

»Ich weiß auch nicht. Totoy sieht seine Mutter ein-, zweimal die Woche, und sie ist total am Ende. Kennst du Totoys Mutter?«

»Nein.«

»Sie wäscht sich nie. Sie ist ganz dünn, hat mindestens zehn weiße Narben im Gesicht, und alle sagen, sie hat Aids. Und wenn sie stirbt, kommt sie hundertprozentig in

die Hölle, weil sie Totoys kleine Schwester immer, wenn sie betteln gegangen ist, unter Drogen gesetzt hat, damit sie krank aussah. Einmal hat sie ihr aus Versehen eine Überdosis verpaßt, und die Kleine ist verreckt. Wer hat es nun besser von uns beiden, Totoy oder ich? Jedesmal, wenn ich mir seine Mutter angucke, denke ich, Gott sei Dank muß ich meinen Vater nicht so sehen. Er liegt nicht völlig versifft in irgendeinem Rinnstein. Und weil ich ihn als guten Vater in Erinnerung habe, ist er auch nicht in der Hölle. Er ist im Paradies, das heißt, eines Tages sehe ich ihn vielleicht wieder, vorausgesetzt, ich baue keinen...«

»...«

»Was?«

»...Wie bitte?«

»Was guckst du denn so?«

»Warum? Wie gucke ich denn?«

»Irgendwie komisch.«

»Ach ja?«

»Ja. Als ich vom Paradies angefangen habe und daß ich meinen Vater wiedersehe.«

»... Kannst du mir sagen, was an meinem Blick so komisch war?«

»Ich hatte das Gefühl, du hältst mich für einen Spinner.«

»Wieso?«

»Weil ich gesagt habe, daß ich ihn wiedersehe.«

»... Unsinn.«

»Von wegen Unsinn. Ich sehe es dir doch an.«

»...Quatsch.«

»Ach ja? Dann schau mir in die Augen und sag mir, daß ich meinen Vater im Paradies wiedersehe.«

»Äh...«

»Warum kannst du das nicht?«

»Weil es mir nicht zusteht, so etwas zu sagen.«

»Als es darum ging, wie er gestorben ist, waren wir doch auch einer Meinung.«

»...Das war was anderes.«

»Das reicht. Mehr will ich gar nicht hören! Ich weiß genau, was du denkst. Ich verstehe dich nicht, Fredo. Weißt du was, das ich nicht weiß?«

»... Was soll ich wissen?«

»Laß den Scheiß. Ich hab jetzt keinen Bock auf deine blöden Fragespielchen.«

»Das ist kein Spiel, Cente. Ich möchte, daß du die Frage selbst beantwortest. Was soll ich wissen?«

»Keine Ahnung.«

»Laß dir Zeit.«

»Du... Du denkst, ich sehe meinen Vater nicht wieder, das heißt entweder, daß ich nicht ins Paradies komme oder daß...«

»Cente?«

»Es ist schon dunkel. Ich habe gesagt, ich mache nur solange, bis es dunkel wird. Jetzt ist es dunkel.«

»...Du mußt Totoy suchen.«

»Ich muß Totoy suchen. Wir gehen heute abend in die Armenküche. Ich muß los.«

»Na schön...«

»Kann ich bitte mein Geld haben?«

Alfrede nahm das Band aus dem Kassettendeck, schob es wieder in die Hülle und legte sich auf den Boden. Der Teppich unter seinem Kopf war weich, der Plastikordner unter seinem linken Bein war hart, und als er die Arme ausstreckte, rutschten und raschelten verstreut liegende Papiere. Entschuldigung, Cente, dachte er.

Entschuldigung. Dein Gerede von der Hölle hat mich völlig durcheinander gebracht. Ich hätte dir eine bessere Antwort geben können.

Es ist so. Galaxien entfernen sich voneinander wie Farbpunkte auf einem sich ausdehnenden Ballon, und jedes Wasserstoffatom hat ein Proton. In jedem Wassertropfen gibt es mehrere hundert Millionen Wasserstoffatome. In jeder Galaxie gibt es mehrere hundert Millionen Sterne. Neun Planeten umkreisen unseren Stern. Wir befinden uns nicht im Mittelpunkt unseres Sonnensystems, unser Sonnensystem befindet sich nicht im Mittelpunkt unserer Galaxie, und unsere Galaxie befindet sich auch nicht im Mittelpunkt des sich ausdehnenden Ballons.

Totoys Mutter kommt nicht in die Hölle, sie ist schon dort. Dein Vater kommt nicht in die Hölle, weil niemand in die Hölle kommt. Und er ist auch nicht im Paradies, weil es das Paradies nicht gibt. Ob eine Gang dich durch unbekannte Straßen hetzt oder du mit dreihundertzwanzig Stundenkilometern vor den Legaspi Towers auf den Gehsteig klatschst, spielt letztlich keine Rolle.

Quod erat demonstrandum

1

Der Slum am anderen Ende des leeren Grundstücks war ein wirres Labyrinth aus Altholz, Wellblech und Plastikplanen. Kaum waren sie drin, hatten sie auch schon die Orientierung verloren. Der einzige Fixpunkt war der Himmel über ihnen, während sie links und rechts durch immer neue Gassen liefen, die manchmal kaum breiter waren als ihre schmalen Schultern.

Sie probierten verschiedene Richtungen und Strategien aus und übernahmen abwechselnd die Führung. Wenn Totoys Kurs sie dem Ort des Geschehens näher zu bringen schien, genügte ein Antippen der Schulter, und er gab das Steuer auf der Stelle aus der Hand. Wenn Vincente durcheinandergeriet und nicht merkte, daß sie binnen vier Minuten dreimal im Kreis gelaufen waren, genügte ein Zupfen am Ärmel, und er fiel bereitwillig hinter seinen Freund zurück.

Doch was sie auch anstellten, dem Bösen konnten sie nicht enttrinnen. Das Böse lauerte überall. Es knurrte vorn und keuchte hinten und schlug rechts und links mit seinen schweren Flanken gegen die dünnen Wände der Elendshütten. Überall und immer in der Nähe. Jedesmal wenn sie glaubten, ihm endgültig entwischt zu sein, krachten im Umkreis von zwanzig oder dreißig Metern Schüsse. Dann machten sie kehrt, liefen in die entgegengesetzte Richtung und schmeckten unversehens

den Geruch von Pulver.

Vincente packte den Ärmel von Totoys T-Shirt und krallte die Finger hinein. Totoy wurde langsamer.

»Wir können unmöglich so weitermachen«, zischte Vincente. »Wenn wir so weitermachen, laufen wir ihnen früher oder später in die Arme. Und wenn wir dann vor ihnen wegrennen, knallen sie uns ab.«

Totoys Kopf schnellte in alle vier Himmelsrichtungen.

»Okay«, flüsterte er.

»Die ballern wahrscheinlich auf alles, was sich bewegt.«

»Ich würde am liebsten auf eine Mauer klettern. Auf einer Mauer wären wir sicher.«

»Hier gibt es aber keine Mauer. Am besten bleiben wir einfach stehen und rühren uns nicht vom Fleck. Die haben es nicht auf uns abgesehen. Am besten rühren wir uns nicht vom Fleck und warten, bis sie vorbei sind.«

»Wir sollen uns nicht vom Fleck...«

Vincente nickte.

»Also...« Norden, Süden, Osten, Westen. »Gut. Wir rühren uns nicht vom Fleck und warten, bis sie vorbei sind...«

Sie brauchten nicht lange zu warten. Ein Mann kam wie ein Sattelschlepper aus der Dunkelheit hervorgeschossen und verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war. Aber nicht etwa vorwärts, getrieben von roher Gewalt und nackter Angst - er brach mit lautem Krachen durch splitternde Bretter und verschwand abwärts.

Ein paar Sekunden nach seinem Sturz in die offene Kloake herrschte Stille, dann brach er durch die wogende

Oberfläche der zähen schwarzen Flüssigkeit und öffnete den Mund zu einem langgezogenen Schrei, den die beiden Jungen nicht hören konnten, weil ihnen das Blut in den Ohren rauschte. Der Mann stieg aus dem Graben und verschwand.

Kurz darauf hetzten die beiden Männer im Anzug vorbei.

Der 'cano, der in den Graben gefallen war, hatte keine Chance. Da nutzten ihm auch seine langen Beine und seine Automatik nichts. Die beiden Typen im Anzug würden ihn kriegen und erschießen - sein Schicksal war besiegelt, daran gab es nichts zu rütteln. Nur eines durfte man nicht vergessen. Wer sich diesem Schicksal in den Weg stellte, war ebenfalls so gut wie tot.

Cente wußte das genau. Es war schließlich seine Idee gewesen, sich nicht vom Fleck zu rühren und zu warten, bis die Gefahr vorüber war. Deshalb verstand Totoy die Welt nicht mehr. Als die beiden Anzüge verschwunden waren, hatte er noch nicht einmal ein leises »Puh« über die Lippen gebracht, da ging Cente auch schon ab wie eine Rakete und nahm die Verfolgung auf.

Totoy wollte sich auf ihn stürzen und ihn fragen, was der Scheiß sollte, den Typen hinterherzurennen, statt sich klammheimlich zu verdrücken. Dabei war es schon schwer genug, Cente im Auge zu behalten, geschweige denn ihm auf den Rücken zu springen. Cente war so schnell, daß es den Anschein hatte, als wollte er die Anzüge nicht nur verfolgen, sondern überholen.

Fragen über Fragen und keine Zeit, darüber nachzudenken. Totoy war vollauf damit beschäftigt, Centes T-Shirt in der Dunkelheit nicht aus den Augen zu verlieren und sich auf den Rhythmus seiner Schritte zu konzentrieren.

Dennoch fingen seine Gedanken unwillkürlich an zu wandern. Er war verärgert und erstaunt, aber es ging ihm

einfach zuviel durch den Kopf, um einen klaren Gedanken fassen zu können.

Mit dem mehr oder weniger gleichmäßigen Takt seiner Schritte hatte es angefangen. Einszwei, einszweidrei, einszweidreivier... Dann hatten die Zahlen sich in Worte verwandelt, aus den Worten war ein Abzählreim geworden und aus dem Abzählreim eine Erinnerung.

»Mann, du kommst ja dauernd aus dem Takt! Was ist eigentlich los mit dir, verdammt noch mal?«

»Ich bin eben kein Mädchen!« brüllte Totoy, rappelte sich hoch und entwirrte das Seil, in dem er sich verheddert hatte. »Oder sehe ich etwa aus wie ein Mädchen? Habe ich vielleicht einen Rock an?«

»Denkst du, nur Mädchen hüpfen Seil?«

»Hast du schon mal einen Jungen Seil hüpfen sehen?«

»Boxer hüpfen Seil! Sogar die Olympiasieger!«

»Willst du mich verscheißern?«

»Nein! Alle Boxer hüpfen Seil! Aber du bist natürlich was Besseres! Und Seilhüpfen ist nur was für Mädchen!«

»Genau!«

»Ach, leck mich doch am Arsch!«

»Selb -« Totoy hob das Seil auf und warf es seiner Mutter vor die Füße. »Da!« schrie er, drehte sich um und marschierte davon.

Als er zehn Schritte gegangen war, rief sie ihm nach: »Komm, Tots. Hör auf zu schmollen. Aller Anfang ist schwer, aber du wirst es schon noch lernen.«

»Ich will es aber gar nicht lernen«, gab er zurück, ohne sich umzudrehen.

»Ich dachte, es würde dir Spaß machen, aber du

brauchst nicht Seil zu hüpfen, wenn du nicht willst.«

»Spaß«, stieß Totoy mit demselben Abscheu hervor, mit dem er sonst nur über besonders brutale Polizisten sprach.

»Ach komm, Tots. Wir sehen uns so selten und sollten viel öfter etwas zusammen unternehmen. Wie eine richtige Familie.«

»Wie eine richtige Familie!« Totoy lachte spöttisch. »Weißt du noch, was du beim letzten Mal mit mir zusammen unternehmen wolltest?«

»Jetzt fang doch nicht wieder damit an!« jammerte seine Mutter. »Der Typ wäre doch gar nicht dazu gekommen, dich zu ficken! Ich hätte ihm vorher die Kehle durchgeschnitten!«

»Mit anderen Worten, wenn du mich mit dem fetten Australier verknuppelt hättest, wären wir keine richtige Familie. Aber da du ihn killen wolltest, bevor er seinen Schwanz rausholen konnte, sind wir eine?«

Seine Mutter rang verzweifelt die Hände. »Ach, Tots, wie oft soll ich mich noch für diese schreckliche Idee entschuldigen? Kannst du mir nicht endlich verzeihen?«

Totoy wandte sich halb zu ihr um.

»Verflucht noch mal, ich war besoffen!« setzte sie flehend hinzu und lächelte, als er zu ihr zurückkam.

Sie saßen im Schatten eines Wartehäuschens am Busbahnhof und teilten sich eine Zigarette. Eigentlich rauchte Totoy nicht er hatte es bis vor zwei Jahren zwar immer wieder probiert, aber keinen Geschmack daran gefunden —, doch zur Feier des Tages hatte seine Mutter ihm eine Champion Blue-Seal angeboten, und da wollte er sie nicht enttäuschen.

»Aah«, machte sie und zog gierig an der Mentholzigarette. »Das ist wie eine kühle Meeresbrise. Ach, Tots, eines Tages fahre ich mit dir in das Dorf, wo ich aufgewachsen bin. Damit du endlich mal eine richtige Meeresbrise erlebst.«

»Das wäre schön«, sagte Totoy freundlich. Eher würde es Hundert-Peso-Scheine regnen, als daß seine Mutter mit ihm aufs Land fuhr.

»Dann lernst du deine Großeltern kennen, falls sie noch leben, und deine Onkel und Tanten. Deine Onkel und Tanten würden dir gefallen. Und du hättest bestimmt jede Menge Cousins und Cousinen zum Spielen...« Seufzend schnippte sie die Asche auf die Erde. »In deinem Alter habe ich von morgens bis abends nur gespielt.«

»Seilhüpfen, oder was?«

»Man sieht es mir heute vielleicht nicht mehr an, aber im Seilhüpfen war ich immer die Beste. Ich war die Schnellste von allen, und ich drehte mich so schnell, daß mein Rock nur so in die Höhe flog. Die anderen Mädchen wurden müde und konnten kaum noch den Abzählreim aufsagen, aber ich, ich konnte den Abzählreim so laut rufen, wie ich wollte, mich dabei hin und her drehen und den Jungs obendrein beim Basketball zuschauen!«

»Ach«, kommentierte Totoy trocken. »Die Jungs haben also Basketball gespielt.«

»Die Jungs wollten nur nicht Seil hüpfen, weil sie Schieß hatten! Der Abzählreim hat ihnen eine Heidenangst eingejagt.« Seine Mutter lachte und zwickte ihn mit dünnen Fingern in die Wange; fast hätte sie ihm ihre Zigarettenspitze ins Auge gestoßen. »Wahrscheinlich bist du deswegen so wütend geworden. Der Abzählreim hat dir

angst gemacht!«

Er zuckte die Achseln. »Er war irgendwie unheimlich. Diese Geschichte mit dem Menschenfresser.«

»Aber Tots, er mußte doch gruselig sein...« Ihre Zigarette war bis zum Filter heruntergebrannt. Sie zog ein letztes Mal daran und blies einen nahezu perfekten Rauchring. »Wenn er nicht so gruselig gewesen wäre, hätten wir wahrscheinlich ewig weitergemacht.«

Totoy hatte sich getäuscht. Wenn Vincente die beiden Anzüge tatsächlich hätte überholen wollen, wäre das gar kein Problem gewesen - er hatte sie rasch eingeholt, und in den zunehmend breiten Gassen hätte er mehrmals an den beiden vorbeiziehen können. Doch Vincente wollte sie nicht überholen. Er wollte überhaupt nichts. Er verspürte lediglich den Drang, den drei Männern nachzulaufen, abgesehen davon hatte er keinen Plan.

Keinen Plan und nur eine Sorge.

»Bleib, wo du bist«, keuchte Vincente, obwohl Totoy viel zu weit zurückgefallen war, um ihn hören zu können. Immer wenn Vincente einen Blick über die Schulter warf, sah er, wie der kleine Schatten sich bemühte, in Sichtweite zu bleiben.

»Bleib stehen. Wir treffen uns nachher bei McDonald's in Ermita und ziehen am Ausgang Kunden ab...«

Die beiden Anzüge hingegen kümmerten sich nicht um ihren Schatten. Sie schienen ihn noch nicht einmal bemerkt zu haben.

Der über und über mit Scheiße bedeckte Weiße lockte seine Verfolger von den Slums in ein wohlhabenderes Viertel. Und obwohl man auf den asphaltierten Straßen und Wegen besser laufen konnte, verringerten sie automatisch das Tempo, als wollten sie die hübsche Gegend genießen und nicht etwa, weil sie mit Wadenkrämpfen und Kurzatmigkeit zu kämpfen hatten.

Die Blüten rechts und links der Straße erinnerten

Vincente an den Ascheregen des Mount Pinatubo.

Ein durchaus passender Vergleich, überlegte er. Der Pinatubo war nach den ersten sieben Monaten seines Schweigejahres ausgebrochen, quasi auf halber Strecke zwischen dem Verschwinden seines Vaters und Totoys Sprung von dem Baum in den Ruinen von Intramuros. Er hatte davon gehört, als er an einem Verkehrsstau vorbeigeschlendert war, wo jedes Autoradio dieselbe Meldung verkündete. Noch Tage später hatte sich die Vulkanasche auf Manila herabgesenkt. Die grauen Flocken flogen durch die Luft, überzogen das Astwerk der Bäume und sammelten sich in Verwehungen am Straßenrand.

Vincente schmunzelte bei dem Gedanken, wie sehr Alfredo diese Beobachtung gefallen hätte, wenn dies ein Traum gewesen wäre. Er hätte gefragt: »Würdest du den Traum als Alptraum bezeichnen?«

»Logo.«

»Und als du wach wurdest, ging es dir...«

»Beschissen.«

»Und wie deutest du den Traum?«

»Keine Ahnung. Aber ich weiß, wie du ihn deutest.«

»Schieß los.«

»Du denkst, die Blüten sind Vulkanasche, der Flüchtende ist mein Vater, und Totoy läuft mir nur hinterher, weil er mich durch den Sprung von dem Baum in den Ruinen von Intramuros retten will.«

»...Ja. Genau. Und wie immer übertrifft dein Einfühlungsvermögen alle meine Erwartungen, und seien sie noch so groß. Eigentlich müßte ich mich langsam daran gewöhnt haben, Cente. Aber du bist und bleibst mir ein

Rätsel. Du erstaunst mich immer wieder.«

»Das sagst du jedesmal.«

»Was soll ich denn sonst sagen? Du überraschst mich jedesmal.«

»Kann ich jetzt bitte mein Geld haben?«

»Siehst du. Quod erat demonstrandum.«

Fast hätte Vincente die beiden Anzüge über den Haufen gerannt. Dreißig bis vierzig Meter weiter kauerte der Flüchtende im Lichtkegel einer Natriumdampflampe. Seine Flucht war beendet.

Vincente hatte erwartet, daß die Anzüge schnurstracks auf den Mann zugehen und ihn abknallen würden. Statt dessen trennten sie sich, liefen jeder auf eine Straßenseite und schlichen jetzt leicht gebückt über den Grünstreifen. Sie erwiesen dem Mann ebensoviel Respekt wie einem in die Enge getriebenen Tier. Vincente paßte sich ihrem Tempo an, blieb aber in der Straßenmitte.

Vincente hatte zehn kleine Schritte gemacht. Er fragte sich, woran der Mann, der dort auf Händen und Knien kauerte und keuchend auf den Asphalt starrte, wohl dachte.

Der Mann beantwortete die Frage, indem er sich plötzlich auf den Rücken wälzte. Seine Waffe nahm erst den linken, dann den rechten Anzug ins Visier. Schließlich richtete sie sich zögernd auf das kleinere Ziel in der Mitte.

Vincente überlegte, weshalb der Mann noch nicht geschossen hatte. Vielleicht war es gar nicht so einfach, im Dunkeln auf diese Entfernung einen Treffer zu landen. Vielleicht war sein Magazin leer, oder es waren nur noch zwei Kugeln übrig.

Die Waffe bewegte sich wieder in eine andere Richtung.

Er hörte ein leises Getrappel hinter sich. Totoy kam näher. Vincente verspürte einen merkwürdigen Druck in seiner Brust, als hätte eine Eisenfaust sich um sein Herz geschlossen. Er wandte sich an den Anzug rechts von ihm. Der Anzug trug ein zerfetztes, mit schwarzen Flecken übersätes Hemd. »Warum erschießen Sie ihn nicht?« fragte

Vincente und zeigte auf den Mann. »Haben Sie auch keine Munition mehr? Sie müssen ihn sofort erschießen.«

Der Anzug hatte den Jungen bis jetzt gar nicht bemerkt. »Du hast hier nichts zu suchen, Kleiner!« erwiderte er mit wütendem Blick. »Das ist kein Spiel! Verpiß dich!«

Vincente sah zu dem anderen Anzug hinüber. Der erwiderte den Blick, ohne eine Miene zu verziehen. »Bleib ruhig hier, Kleiner«, sagte er. »Du wirst schon sehen, was du davon hast.«

Vincente wußte nicht, ob der Anzug ihn tatsächlich zum Bleiben aufforderte oder ihm nur drohen wollte. »Ich bin nicht zum Spielen hier«, sagte er, und der Druck in seiner Brust ließ nach.

Obwohl der Mann auf der Straße wie ein Häufchen Elend aussah, war sein Kampfgeist offensichtlich ungebrochen. Er rappelte sich hoch und stolperte durch den Vorgarten eines Hauses.

Jetzt endlich eröffneten die beiden Anzüge das Feuer. Der Mann schrie auf und sprang kopfüber durch ein Küchenfenster.

Supersymmetrien

1

Alfredo schob die Balkontür auf und trat hinaus. Mit einer Hand umklammerte er das Geländer. In der anderen hielt er das gerahmte Foto von seinem Schreibtisch. Vom dreißigsten Stock der Legaspi Towers aus betrachtet, war die Stadt nur eine wirre Ansammlung von Lichtem: Autos und Leuchtreklamen, halboffene Vorhänge, hochgezogene Jalousien, Häuser als bunte, strichdünne Vektoren. Diese Lichter erhellten die nächtliche Wolkendecke, und die Stadt war dunkler als der Himmel, der sie überspannte.

Unter all den Würfeln und Rechtecken, zwischen den strichdünnen Vektoren, in der isometrischen Konjunktion eines Einkaufszentrums und eines flachen Bürokomplexes suchte Alfredo nach einer bestimmten Form. Und fand sie.

Cente.

Füge sechs Würfel zu einem Kruzifix zusammen. Nun befestige auf beiden Seiten des Kruzifixes je einen weiteren Würfel, am Kreuzungspunkt. Das Ergebnis ist ein Tesseract. Ein Tesseract ist ein dreidimensionales Objekt. Ein Tesseract ist aber auch ein vierdimensionales Objekt, ein »reduzierter« Hyperkubus.

Was passiert bei dieser »Reduktion«?

Aus einem Quadrat wird eine Linie. Aus zwei Dimensionen wird eine.

Aus einem Würfel wird ein Kreuz. Aus drei

Dimensionen werden zwei.

Aus einem Hyperkubus wird ein Tesseract. Aus vier Dimensionen werden drei.

Du existierst in drei räumlichen Dimensionen. Ebenso wie ein eindimensionaler Junge sich kein zweidimensionales Quadrat oder ein zweidimensionaler Junge sich keinen dreidimensionalen Würfel vorzustellen vermag, kannst du dir keinen Hyperkubus vorstellen.

Einen Hyperkubus kannst du nicht begreifen.

Verstehen kannst du nur den Tesseract.

Das hat durchaus seinen Sinn.

Und wenn wir uns auf den Kopf stellen, Cente, so ist es nun mal. Wir können ein Ding zwar in all seinen reduzierten Erscheinungsformen erfassen, aber nicht das Ding an sich.

Es ist früher Abend. Auf dem Herd kocht Hühnereintopf und daneben ein Topf Reis. Du stehst auf unserem Balkon, stützt dich auf das Geländer und genießt die Aussicht. Cente sitzt im Wohnzimmer auf dem Sofa und liest ein Buch.

Hin und wieder hebt er den Kopf und blickt zu dir herüber. Wenn du es siehst, nickst du ihm leise zu. Dann nickt er zurück oder lächelt und liest weiter.

Plötzlich entdeckt er in dem Buch etwas, von dem er glaubt, daß es dich interessieren könnte. Eine von deinen geliebten populärwissenschaftlichen Pretiosen. Einen wissenschaftlichen Halbedelstein, ein fehlendes Teil des Puzzles, einen großen Gedanken für eine kleine Pause.

Um deine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sagt Cente deinen Namen und liest dir den Absatz vor. Er bemüht sich, deutlich zu sprechen, und versucht, dir seine Begeisterung für den Gedanken zu vermitteln, der sich hinter den Worten verbirgt.

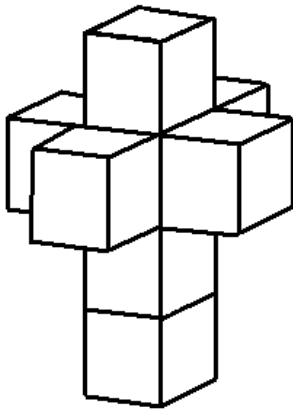
Als er fertig ist, starrt er weiter in das Buch. Er weiß, daß du nicht mehr da bist, wenn er jetzt aufblickt. Während er dir den Absatz vorgelesen hat, bist du entweder gesprungen, ausgerutscht, gefallen oder ohnmächtig geworden.

Es ist ein Traum.

Cente starrt so lange in das Buch, bis du aufwachst.

Alfredo stellte sich vor, wie er das Foto fallenließ. Vermutlich hätte er den Sturz über sechs oder sieben Stockwerke verfolgen können. Dann ein letzter greller Blitz, wenn sich das Licht aus einem vorbeifliegenden Fenster im Glas des Rahmens spiegelte. Davon abgesehen war die Strecke zwischen dem obersten Stockwerk der Legaspi Towers und dem Gehsteig viel zu groß, um festzustellen, ob das Foto auf dem Boden aufschlug oder glatt hindurchging.

4-3



Der Tesserakt

»Okay«, sagte Sean.

Zwei Schüsse trafen ihn in die Brust. Die Wucht der Kugeln warf ihn jedoch nicht um, sondern er knickte in den Knien ein und brach zusammen. Auf dem Boden traf ihn eine dritte Kugel in den Oberschenkel.

Sekundenlang war Seans Kopf völlig leer. Das einzige, was er noch wahrnahm, waren Turbulenzen. Soviel er wußte, war er aus einem Flugzeug gefallen, von einer Welle über Bord gespült und dann von einem Auto überfahren worden oder eine Treppe hinuntergestürzt. Die Turbulenzen hatten keine Vergangenheit und keine Zukunft. Sie kamen wie aus heiterem Himmel. In diesem Augenblick hätte er jede Erklärung für seine Verwirrung dankbar angenommen.

Als er wieder halbwegs klar denken konnte, traf Sean die traurige Erkenntnis, daß ihm nur noch wenig Zeit blieb. Zeit für einen letzten, trostreichen Gedanken.

Die Bildersplitter, die vor seinem geistigen Auge durcheinanderwirbelten, fügten sich zum Porträt eines jungen Mädchens. Sie hatte weder ein Gesicht zum Verlieben noch ein geheimnisvolles Lächeln. Doch ihr Blick war ernst, fast feierlich, und Sean wußte, daß sie ihn vor Dummheiten bewahren und ihn beschützen würde, wohin er auch ging.

Lito

Im Schein der Öllampe schimmerte ihr feierliches, schweißglänzendes Gesicht fast wie polierte Bronze. Lito formte vier Finger Reis zu einem Bällchen und schob es seiner Tochter in den Mund. Sie kniff die Augen zusammen und spuckte es wieder aus. »Schmeckt's nicht?« fragte er, und sie schüttelte den Kopf.

Lito seufzte zufrieden. Während Isabellas Schwangerschaft hatte er Nacht für Nacht wachgelegen und sich gefragt, wie sich die Anomalie ihres Kindes wohl äußern werde. Und als ihre Tochter schließlich zur Welt gekommen war und auch eine eingehende Untersuchung keinerlei Hinweise auf physische Mißbildungen ergeben hatte, war seine Besorgnis noch gewachsen. Denn wenn sich äußerlich nichts feststellen ließ, mußte die Anomalie im Innern ihres kleinen Körpers liegen: ein fehlender Lungenflügel, ein krankes Herz oder irgendein anderes schwergeschädigtes Organ.

Als sich nach dem Abstillen herausstellte, daß ihre einzige Anomalie darin bestand, keinen Reis zu mögen, war er vor Erleichterung fast gestorben. Zugegeben, es war nicht ganz einfach, wenn man bedachte, daß ihre Eltern dreimal täglich Reis aßen und Lito beim bloßen Gedanken an die Unmengen von Bratkartoffeln, die sie verdrückte, speiübel wurde. Doch trotz ihrer absonderlichen Ernährung war sie zu einem hübschen und gesunden dreijährigen Mädchen herangewachsen.

»Hat sie ihn schon wieder ausgespuckt?« fragte seine Frau.

Lito verscheuchte einen Moskito vom Bein seiner Tochter. »Nja«, antwortete er.

»Lito, wenn sie Reis essen soll, mußt du aufhören, ihn ihr aufzuzwingen. Wenn du aufhörst, ihn ihr aufzuzwingen, kommt sie ganz von allein auf den Geschmack. Glaub's mir.«

»Nein, Isabella«, entgegnete Lito bestimmt. »Glaub's mir.«

»Wenn du nur endlich...«

»Isabella«, fiel Lito ihr ins Wort. »Es reicht.«

Isabella ließ es dabei bewenden. Ihr Mann war eigentlich ein gutmütiger Mensch, doch wenn es um die Eßgewohnheiten ihrer Tochter ging, konnte er buchstäblich zum Berserker werden. Es war in vielerlei Hinsicht ein Segen, daß Litos Jähzorn sich auf ein so unbedeutendes Thema wie Reis beschränkte.

»Es ist so heiß«, sagte Isabella, um das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken. »Diese Nächte scheinen überhaupt kein Ende nehmen zu wollen. An Schlaf ist kaum zu denken.«

»Stimmt«, pflichtete Lito nach kurzem Zögern bei. »Vielleicht sollten wir heute draußen schlafen.«

Isabella nickte und freute sich, daß die Stimme ihres Mannes nicht mehr so gereizt klang. Dann ging sie zur Tür ihrer Nipa-Hütte. Draußen sah sie die Umrisse von Litos Boot, das jenseits der Hochwassermarke am Strand lag. Jenseits des Bootes spiegelte sich das Mondlicht in der Dünung. Jenseits des Meeres, auf dem Festland, schimmerte eine Reihe von Lichtern wie eine kaputte Halskette.

Die Lichter des Barrio Sarap, eine Meile entfernt von

ihrer kleinen Insel.

Raphael

Durch die Küchentür sah Raphael seine Großmutter am Boden liegen. Sie blutete wie das Opfer eines Jeepney-Unfalls. Hinter ihr, umrahmt von dem zerbrochenen Fenster über der Spüle, sah er den Kopf und die Schultern eines Jungen.

Der Junge hatte zottige, abasierte Haare und ein schmutziges Gesicht. Raphael fragte sich, was das für ein Junge war, woher er kam und wer die Fensterscheibe zerbrochen hatte. Vor lauter Angst war ihm ganz kalt und übel. Er preßte die Hände an seine nackte Brust. Unter den Fingerspitzen spürte er seine harten, wulstigen Narben und hoffte, daß er kein zweites Mal verbrannt werden würde.

Über dem Kopf des Jungen erschien ein Mann. Auf einmal schrien alle durcheinander. Eine der Stimmen gehörte seiner Mutter. Sie war leiser und ruhiger, aber auch eindringlicher als die der anderen. Das Geschrei hielt an, lauter sonderbare Wörter, die er nicht verstand.

Das Geschrei verstummte. Er hörte, wie ein Mann mit seiner Mutter sprach.

Plötzlich knallte es dreimal. Raphael spürte, wie sich eine Klaue in seinen Schädel krallte und ihn nach hinten riß, dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Sonny

»Geschafft«, sagte Sonny und stand auf, um sein Werk zu bewundern. Mit dem Ersatzreifen sah der Wagen irgendwie besser aus als vorher. Als würde er erst jetzt ganz ihm gehören.

Er war stolz auf das Öl und den Dreck an seinem Hemd und seinen Händen. Es war schon viel zu lange her, dachte er, daß er sich das letzte Mal so schmutzig gemacht hatte. Er faßte einen Entschluß: Kommenden Sonntag wollte er mit Raphael zur Megamall hinausfahren. Sie würden eine Pizza oder einen Burger essen, ins Kino gehen oder einen kleinen Schaufensterbummel machen, und dann würde er ihm eine Überraschung bereiten, die ihm auf dem Vaterkonto einen dicken Pluspunkt garantierte - er würde ihm ein Fahrrad kaufen.

Ein Fahrrad. Stützräder, die irgendwann verschwinden mußten, im Laufschrift und mit einer Hand auf Raffys Rücken die Balati Avenue entlang, Heftpflaster auf kleinen braunen Knien, platte Reifen wechseln und flicken.

Sonny wollte Rosa anrufen und ihr von seinem Plan erzählen. Sie könnte am selben Tag mit Lita einen Ausflug machen und ihr ein entsprechendes Mädchengeschenk kaufen. Vielleicht ein Kleid, überlegte er, oder Schmuck.

»Litas erste Halskette«, sagte er. »Aus Gold.«

Er mußte den Honda einfach anstarren - und je länger er ihn ansah, desto mehr schien es ihm, als hätte er ihn eigenhändig zusammengeschraubt, ganz allein. Er zog sein Handy aus der Hosentasche und wählte seine Privatnummer.

Doch als er die letzte Ziffer eintippen wollte, überlegte Sonny es sich plötzlich anders. Solche Sachen besprach man lieber nicht am Telefon, vor allem wenn Corazon im Hintergrund herumgeisterte - was sie eigentlich immer tat. Er wollte Rosa später davon erzählen, wenn sie im Bett lagen und sie den Kopf in seine linke Armbeuge schmiegte. Das wäre der günstigste Zeitpunkt.

Sonny stieg wieder in den Wagen, ließ den Motor an und suchte nach einer Lücke im Verkehrsstrom.

Teroy

Teroy stand an der Wand auf der einen Seite des zerbrochenen Fensters. Jojo stand auf der anderen Seite.

Zwischen ihnen stand der Straßenjunge.

Dieser verrückte Junge, der ihnen dauernd hinterherlief.

»Willst du eine Knarre?« fragte Teroy.

Es sollte ein Witz sein. Er hätte diesem Jungen nie im Leben eine Knarre in die Hand gedrückt. Wer weiß, was in seinem Kopf vorging. Wahrscheinlich hatte er sie nicht mehr alle.

»Willst du mal was sehen?«

Teroy streckte seine freie Hand nach dem Jungen aus und drehte ihn herum, so daß er genau vor dem zerbrochenen Fenster stand.

»So. Jetzt kannst du alles sehen. Was siehst du?«

Keine Antwort.

»Ich weiß genau, daß du sprechen kannst. Was siehst du da drinnen?«

Immer noch keine Antwort, aber wenigstens schoß niemand auf den Jungen. Teroy wirbelte mit erhobener Pistole herum und preßte ihn gegen das Fensterbrett. Der Junge durfte sich auf keinen Fall bewegen oder ihm dazwischenfunken.

Durch das Fenster sah man in eine Küche. In der Küche stand der Engländer. Er preßte eine Frau wie einen Schutzschild an sich. Eine zweite, ältere Frau lag blutend auf dem Boden.

Teroy schoß nicht, weil er die junge Frau nicht umbringen wollte. Und der Engländer schoß nicht,

entweder weil er den Jungen nicht erschießen wollte, oder aber weil er keine Munition mehr hatte.

»Runter mit der Knarre«, rief Teroy dem Engländer zu. Der Engländer schrie auf englisch zurück.

»Drehen Sie den Kopf zur Seite, verdammt noch mal«, rief Teroy der Frau zu. »Drehen Sie den Kopf, dann kann ich ihn erschießen.«

Corazon

Corazons Körper setzte sich mit aller Macht gegen den Tod zur Wehr. Gerinnungstoffe versuchten den Blutfluß aus den Ein- und Austrittslöchern in ihrer Seite zu stillen, die Muskeln rings um die Wunden verkrampften sich.

Unterdessen verlor Corazon immer wieder die Besinnung. Wenn sie bei Bewußtsein war, merkte sie, daß sie auf dem Küchenfußboden lag. Das beunruhigte sie zwar, bereitete ihr jedoch kein größeres Kopfzerbrechen als ein steifer Hals nach einer unruhig verbrachten Nacht.

War sie hingegen ohnmächtig, quälten sie andere Gedanken. Sie träumte, ein schwarzer Hund sei in das Haus ihrer Tochter eingedrungen und wolle die ganze Familie fressen. Schlimmer noch — wenn es denn überhaupt etwas Schlimmeres gab —, sie hatte das sichere Gefühl, daß sie selbst den Hund auf sie gehetzt hatte, entweder weil es ihr nicht gelungen war, ihn am Eindringen zu hindern, oder aber durch ein unbedachtes Wort, durch eine fahrlässige Handlung. Eine Fehleinschätzung, einen Irrtum, der sie seit Jahren verfolgte und sich jetzt rächte.

»Perro negro, perro mio, Dios mio«, betete sie inbrünstig. »Por favor, de su protección a esta casita y esta familia.«

Das Gebet war ebenso wirr und überflüssig wie ihre Gewissensbisse und wurde nicht erhört.

Zum Glück erreichte der Traum nie sein entsetzliches Finale. Wenn er nicht gerade durch ein paar wache Sekunden unterbrochen wurde, begann er immer wieder

von vorn, und zwar in dem Moment, als Corazon zum ersten Mal bemerkt hatte, daß der schwarze Hund draußen auf der Straße saß und sie mit Blicken durchbohrte. So blieb ihr das blutige Ende aller anderen Beteiligten erspart, nur ihr eigenes nicht.

Don Pepe

An der Stelle, wo sich die Blutblase gebildet hatte, waren Don Pepes Lippen rot und trocken. Seine Augen waren gebrochen, seine Finger zu Klauen verkrümmt.

Im spanischen San Sebastian erinnerte sich ein Restaurantbesitzer an den unhöflichsten Gast, den er je bedient hatte, einen alten Mann mit eigenartigem Akzent und einem Leinenanzug, der ebenso anachronistisch wirkte wie sein silbernes Zahnstocherdöschen. In der Provinz Quezon schauderte der kleine Neffe eines Hafenarbeiters aus Manila bei einer Geschichte über roten Nebel und Macheten. In Negros ließ ein Friedhofswärter den Lichtstrahl seiner Taschenlampe über die mit Graffiti beschmierten Mauern eines alten kastilischen Grabmals gleiten. In einer Villa in Ayala Alabang leckten sich sechs Dobermanns die Pfoten und horchten auf das Motorengeräusch eines Mercedes.

In Gestalt dieser und anderer Splitter lebte der *mestizo* fort. Zusammengenommen waren sie ebenso untypisch für sein Leben wie ein Schwarm Milchfische für das Südchinesische Meer. Schlußendlich hatte ihn der Tod genau so klegekriegt, wie er es immer befürchtet hatte.

Lita

Lita wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie packte Raffy bei den Haaren, riß ihn nach hinten und hielt ihm die Augen zu. Da sie viel größer und stärker war als er, konnte er sich nicht dagegen wehren.

Sie zerrte so heftig an ihm, daß sie im Flur hinfielen. Selbst im Fallen hielt Lita ihrem kleinen Bruder noch die Augen zu. Als sie auf dem Boden lagen, wälzte sie ihn auf den Bauch und setzte sich auf ihn. Mit den Knien fixierte sie seine Beine, mit den Ellbogen seine Arme.

Jetzt war Raphael blind, bewegungsunfähig und sicher.

Lita schien es, als würde sie diese Maßnahmen im Schlaf beherrschen. Sie hatte sie von ihren Eltern gelernt, indem sie jahrelang mit angesehen hatte, wie sie ihn umsorgten, mit ihm sprachen, ihn zu Bett brachten.

Lita hielt Raphael fest, bis die Schießerei vorbei war. Als sie hörte, wie ihre Mutter nach ihnen rief, glaubte sie, die Gefahr sei überstanden und sie könne ihn ruhig wieder loslassen.

Jojo

Jojo hörte, wie Sean »Okay« sagte. Teroy eröffnete sofort das Feuer, über den Kopf des Straßenjungen hinweg. Teroy schoß dreimal, dann stieß er den Jungen beiseite und kletterte durchs Fenster.

Jojo ließ seine Pistole fallen.

Der Junge geriet ins Straucheln, fing sich wieder und wankte zur Garagenauffahrt. Er hielt sich die Ohren - Teroy's Waffe war nur wenige Zentimeter von seinem Kopf entfernt losgegangen - und hatte offensichtlich Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu halten.

Jojo ging zu dem Jungen, der sich in der Auffahrt immer wieder um die eigene Achse drehte, und packte ihn am Handgelenk. Jojos Finger schlossen sich wie eine Eisenfaust um den dünnen Unterarm.

»Setz dich«, sagte er. Er brachte die Worte nur mit Mühe über die Lippen. Er hatte eine schwere Zunge und war völlig benebelt. Als der Junge nicht reagierte, zog Jojo ihn am Handgelenk zu Boden. »Komm, setz dich, Kleiner. Gleich geht es dir wieder besser.«

Der Junge setzte sich, dann sank er langsam hintenüber. In der Küche wurde noch drei- oder viermal geschossen. Bei jedem Schuß zuckte der Junge zusammen, als sei er getroffen.

»He, he«, sagte Jojo. »Ganz ruhig. Dir fehlt nichts.«

Im Haus schrie eine Frau.

»Dir fehlt nichts«, wiederholte Jojo und ging neben dem Jungen auf die Knie. »... Ich weiß noch immer nicht, was du eigentlich hier zu suchen hast. Ich habe nicht die

leiseste Ahnung, warum du uns hinterhergelaufen bist, aber du hattest hoffentlich einen besseren Grund dafür als ich.«

Diese Bemerkung provozierte eine Reaktion, die Jojo nicht recht zu deuten wußte. Erst sah ihm der Junge in die Augen, dann wanderte sein Blick gen Himmel.

»Eigentlich hatte ich gar keinen Grund«, fuhr Jojo fort. »Wenn du mich fragen würdest, warum ich hierhergekommen bin, würde ich wahrscheinlich sagen, darum. Ich würde sagen, so ist es nun...«

Jojo runzelte die Stirn.

Durch den Nebel in seinem Kopf und über seine schwere Zunge drang die Stimme seines Vaters.

»So war es nun mal.«

Sein Vater, im Tonfall eines Priesters. Ein roter Nebel, wie der schweißige Dunst, den die Arbeiter frühmorgens verströmten. Eine gebeugte Gestalt in einem einsamen Haus, die roch wie die geborstenen Schalen unter Kokospalmen.

Sein Daumen spielte automatisch mit dem Ehering an seiner linken Hand.

»Es ist vorbei«, sagte Jojo und sprang auf. »Ich lebe noch. Ich gehe nach Hause.«

Dann half er Teroy, der unbeholfen aus dem Küchenfenster kletterte.

Totoy

Im Haus waren noch drei Schüsse zu hören, gefolgt von lauten Schreien und leisem Wimmern. Die Geräusche stammten offenbar von einem Kind, stellte Totoy verwundert fest.

Kurz darauf kam ein Mann - einer der beiden Anzüge - aus dem Küchenfenster geklettert. Dabei blieb er mit einem Zipfel seiner Kleidung an einer Scherbe im Fensterrahmen hängen. Vielleicht hatte er sich sogar geschnitten, denn plötzlich zuckte er zusammen, verlor den Halt und fiel zu Boden.

Der andere Anzug half ihm auf die Beine. Dann marschierten die beiden Männer zur Straße hinunter, ohne Totoy eines Blickes zu würdigen, und trabten in dieselbe Richtung davon, aus der sie gekommen waren.

Totoy ging zu Cente, der noch immer in der Auffahrt lag.

»Ich bin gerannt wie ein Weltmeister«, sagte er und hockte sich neben seinen Freund. »Aber du warst so schnell, daß du mich glatt abgehängt hast. Wenn du so schnell läufst, komme ich nicht mehr mit, dazu habe ich zu kurze Beine.«

Cente schien ihn gar nicht zu hören. Er starrte stumm und mit unbewegter Miene in den Himmel, wie zuvor, als Totoy von dem Baugerüst auf ihn gesprungen war.

»Kriegst du keine Luft?« fragte Totoy. »Oder bist du sauer?«

Cente rührte sich nicht.

»Wieso liegst du hier?«

Die Geräusche aus dem Haus lenkten Totoy einen Augenblick ab. Das Wimmern war aus unerfindlichen Gründen lauter geworden. Als er sich wieder seinem Freund zuwandte, hatte der die Augen geschlossen. Totoy kam ein Gedanke. Zögernd hob er Centes T-Shirt an und legte ihm eine Hand auf die Brust. Centes Brust war warm und nur mit Schweiß bedeckt, und sein Herzschlag war deutlich zu spüren.

»Puh«, machte Totoy und zog die Hand zurück. »Ich hatte schon Angst, du wärest tot.«

Er schwieg. »Die Ballerei«, setzte er schließlich hinzu. »Ich dachte, sie hätten dich vielleicht erschossen.«

Das Wimmern im Haus verstummte jäh. Mit einem Mal war es ganz still.

»Aber du bist gar nicht tot«, sagte Totoy, legte sich neben Cente und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Du denkst bloß nach.«

Alfredo

Alfredo dachte nicht mehr nach. Er machte die Balkontür zu, setzte sich auf die Couch und griff zum Telefon. Er wählte, erklärte sich bereit zu warten, und lauschte geduldig Manilas einzigem 24-Stunden-Dancefloor-Sender.

Romario ließ ihn nicht lange warten. »Na?« fragte er.

»Na«, erwiderte Alfredo, »je heller das Licht, desto dunkler der Schatten.«

»Was?«

»Der letzte Satz, den ich zu meiner Frau gesagt habe. Oder, besser, die letzte Zeile des Absatzes, den ich ihr gerade vorlas. Ob sie ihn noch gehört hat, weiß ich nicht.«

Romario räusperte sich.

»Oh.«

»Wußtest du das noch nicht?«

»...Nein.«

»Dann weißt du es jetzt... Du darfst mich trotzdem abholen.«

»... Soll das heißen, du gehst mit uns essen?«

»Ja.«

»Im Ernst?«

»Ja.«

»Meine Fresse«, sagte Romario. Alfredo hörte, wie er seinen Aktenkoffer zuklappte. »Rühr dich nicht von der Stelle, Fredo. Ich hau jetzt ab. Ich bin in einer Viertelstunde bei dir.«

»Gut.«

»Wahnsinn! Sylvie wird sich mächtig freuen, und ihre

Freundin wird dir bestimmt gefallen. Sie ist genau der Typ Frau, den du...« Romario verstummte. »Fredo? Wehe, du überlegst es dir anders.«

»Keine Angst«, sagte Alfredo. »Ruf mich vom Wagen aus an, wenn du hier bist. Ich komme dann runter.«

»In einer Viertelstunde.«

»Alles klar«, sagte Alfredo und wollte auflegen.

»Halt, warte!« rief ein dünnes Stimmchen, als der Hörer schon fast auf der Gabel lag.

Alfredo hielt sich den Hörer noch einmal ans Ohr.

»Mach was«, sagte Romario.

»Wie bitte?«

»Äh... mach dich ein bißchen zurecht. Spring unter die Dusche, und zieh dir ein paar frische Klamotten an. Anständige Klamotten. Reicht dir eine Viertelstunde zum Duschen?«

»Ich glaube schon.«

»Dann spring unter die Dusche.«

»Na gut.«

»Anständige Klamotten! Ein sauberes Hemd!«

»Ja.«

»In einer Viertelstunde!«

»Ja«, sagte Alfredo. Diesmal beendete er das Gespräch mit einem Druck auf die Gabel.

Rosa

Der bewaffnete Filipino vor dem Küchenfenster schrie, Rosa solle verdammt noch mal den Kopf zur Seite drehen, damit er den Mann hinter ihr erschießen könne.

»Ich verrecke«, brüllte der Engländer. »Ich bin total versifft. Ich bin in einen Scheißabwassergraben gefallen.«

Der Filipino wiederholte, sie solle den Kopf zur Seite drehen.

»Ich bin total versifft und verrecke in dieser Scheißküche.«

»Drehen Sie den Kopf«, schrie der Filipino ein drittes Mal.

»Ich kann den Kopf nicht drehen!« schrie Rosa zurück.

»Bitte nicht schießen. Meine Mutter haben Sie schon erschossen! Es sind zwei kleine Kinder hier im Haus! Bitte lassen Sie sie leben!«

Die Miene des Filipinos schien sich kaum merklich zu verändern. »Ihren Kindern wird kein Haar gekrümmt«, schrie er. Dann machte er den Mund zu und hörte auf zu brüllen.

Rosa blinzelte. Ihr Verstand arbeitete zwar langsam, aber klar. »Können Sie über den Kopf des Jungen hinwegschießen?« fragte sie den Engländer leise.

»Wie denn?« schluchzte der. »Das Scheißmagazin ist leer.«

»Dann«, sagte Rosa, »sind wir in ein paar Sekunden beide tot, es sei denn, Sie. lassen mich jetzt los.«

Der Mann holte tief Luft. Corazon seufzte laut.

»Okay«, sagte er.

Er ließ Rosa los. Rosa sprang zur Seite. Der Mann stand einen Sekundenbruchteil lang allein da, mit erhobenen Armen, in einer sinnlosen Drohgebärde erstarrt. Dann wurde er erschossen.

Rosa glitt zu Boden und schlug sich die Hände vor die Augen.

Sie hörte, wie der bewaffnete Filipino durchs Fenster stieg.

»Sie haben versprochen, meinen Kindern nichts zu tun«, flüsterte sie.

Knirschendes Glas verriet ihr, daß er von der Spüle gesprungen war und in der Küche stand.

»Bitte«, flehte Rosa.

Sie ließ die Hände sinken und öffnete die Augen. Der Filipino hatte sich neben dem sterbenden Engländer aufgebaut und schoß ihm in den Kopf. Er schoß das ganze Magazin leer. Bei jedem Knall stockte ihr der Atem. Beim letzten Schuß fing sie unwillkürlich an zu schreien.

Während Rosa schrie, lud der Filipino nach, und das Blut des Engländers breitete sich rasch nach allen Seiten aus. Sie schrie immer weiter, bis ihr klar wurde, daß der Filipino darauf wartete, daß sie verstummte.

Der Schrei verklang.

»Das ist Ihre Mutter«, sagte der Filipino und deutete mit seiner freien Hand auf Corazons Leiche.

Rosa wußte nicht, wie sie reagieren sollte.

»Tut mir leid, daß sie tot ist«, sagte der Mann tonlos.

Sie nickte.

Er erwiderte die Geste. »Tut mir leid«, wiederholte er, mit derselben, erstaunlich höflichen, ausdruckslosen Stimme. Dann ging er zur Spüle, hievte sich hoch und war

verschwunden.

»Lita«, rief Rosa. »Raffy.«

Sofort waren aus dem Flur zwei beruhigende Laute zu hören.

»Kommt nicht in die Küche, Kinder. Es ist alles... bleibt draußen im...«

Draußen bleiben? Wie albern. Warum? Sollten sie etwa draußen bleiben, bis sie aufgeräumt, Corazon und den Ausländer aus dem Weg geschafft und den Boden aufgewischt hatte? Wozu eigentlich?

Rosa saß in dem Chaos aus Blut und Glas, und ihr Blick wanderte zwischen den beiden Leichen hin und her.

Eins nach dem anderen, sagte sie sich. Das alles ist mir nicht neu. Das Schlimmste ist vorbei. Ich kenne das. Ich weiß, was ich zu tun habe.

Sie versuchte es noch einmal.

»Lita, Raphael. Bleibt, wo ihr seid.«

Vincente

Vincente lag neben Totoy auf dem Asphalt. Er war nicht tot, er dachte bloß nach.

Er hatte einen Flüchtenden verfolgt und gesehen, was passiert, wenn ein Flüchtender gefaßt wird. Im Haus hatte er einen kleinen Jungen gesehen, etwa so alt wie er selbst beim Verschwinden seines Vaters. Er hatte eine Spüle gesehen; eine teure Einbauspüle, wie man sie nur in teuren Häusern fand.

Er dachte: Vielleicht hat das alles einen tieferen Sinn.

Vincente überließ sich seinen Gedanken.

Vor einer Weile hatte Fredo ihm einen Vortrag über das Denken gehalten.

»Wenn du sagst: ›Mir kommt da ein Gedanke‹, heißt das im Klartext: ›Ich habe gerade aufgehört zu denken.‹ Der Gedanke ist dir immer wieder durch den Kopf gegangen, du hast ihn weitergesponnen, weitergedacht, ohne es zu merken. Und das womöglich über Tage, Wochen oder sogar Jahre!«

Vincente dachte: Der Flüchtende war nicht mein Vater, der Junge war nicht ich, und ich habe ein so schlechtes Gedächtnis, daß ich nicht einmal genau weiß, ob wir je so eine Spüle hatten.

Vielleicht hat das alles ja doch keinen Sinn.

Und das hat durchaus seinen Sinn.

Vincente hörte auf zu denken.

Ein Wagen bog in die Auffahrt. Vincente und Totoy setzten sich auf und blinzelten ins helle Licht der Scheinwerfer, bis der Fahrer sie abstellte. Die beiden

Jungen erkannten ihn sofort, er hingegen schien sie nicht wiederzuerkennen. Er starrte ratlos über sie hinweg.

Entlang der blütengesäumten Straße standen dunkle Gestalten in hell erleuchteten Fenstern. Ein Mann in Shorts und Weste hatte sich mit einer Flinte in der Hand in seinem Vorgarten postiert, während seine Frau ihn von der Haustür aus beobachtete. Vier oder fünf Querstraßen weiter jaulte eine Polizeisirene.

»Komm, wir hauen ab«, sagte Totoy leise, als der Hondafahrer an ihnen vorbeirannte.

»Rosa?« rief der Mann. »Was zum Teufel ist hier los?«

»Ja. Hauen wir ab«, pflichtete Vincente bei.

Als sie auf die Straße traten, hörten sie erst eine Frauenstimme und dann den ersticken Aufschrei des Fahrers.

»Gott!« stieß er hervor, als sei er urplötzlich vom Glauben abgefallen.

Totoy drehte sich noch einmal um. Vincente nicht.

Anmerkung des Autors

Die einen definieren den Tesseract als einen »reduzierten« Hyperkubus, die anderen als den Hyperkubus selbst. Ich habe mich für erstere Definition entschieden, aus dem einfachen Grund, weil sie mir besser gefällt. Ähnlich frei wurde mit allen anderen vermeintlichen Fakten in vorliegendem Roman verfahren.